



# FRODOZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Modebild nebst Beschreibung. — Der Bierzehnte. Erzählung von Friedrich Gerstäder. — Willkommen, lieblicher Sommer. Von Julius Rodenberg (mit Illustration). — Ein Gespräch über George Sand. Von Paul Lindau. — Mirabeau's treueste Freundin. Von Heinrich Horst (mit Illustration). — Die Galanterie im Recht. Von Dr. J. — Die Mode. Von Veronika v. G. — Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 202. — Nebst. — Correspondenz.



### Beschreibung des Modebildes.

Figur 1. Robe von grauer Sommerpöppeline, den unteren Rock garniren vier Volants. Die Tunika ist vorn glatt, schürzenartig, hinten etwas gebauscht mit 3 Volants und einem schwarzen Sammetbande besetzt. Herzförmig ausgechnittene Taille mit langem Schoß, ebenig garnirt und nach Abbildung mit Schleifen geschmückt. Keimene Chemisette mit schwarzer Strawatte.

Figur 2. Anzug für Mädchen von 3-5 Jahren. Rock von roth und grau gestreiftem Watif, Tunika mit ausgefallenen Leibchen von grauem Sommerstoff, weiße, hohe Faltenschmiffette mit Vernetin, Ceinture vom Stoff des Rockes.

Figur 3. Anzug für Mädchen von 5-8 Jahren. Rock mit hohem Blüffvolant von perisee Sultane, Tunika von schwarzem Taffet, gefaltete Watifbluse mit Reversstragen.

Figur 4. Elegante Promenadetoilette. Unterkleid von weiß und blau gestreiftem Foulard, Tunika und Schößtaile von weißem geföpertem Foulard mit blauem Sammetbande besetzt, weißer Baithut mit Auspus von weißem Flieder und blauem Crepe-de-Chine.

Figur 5. Elegante Promenadetoilette. Hüben von rothbraunem leichtem glänzendem Taffet, mit Blüffvolants, Schrägstreifen und reicher Franze garnirt. Oberkleid mit etwas Schleppe von dunkel rothbraunem Grosgrain in sehr schwerer matter Qualität, mit gleichfarbigem Sammetband und Schleifen von Grosgrain verziert. Unterchemisette von Mull. [26.593]

### Der Bierzehnte.

Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

#### I.

Es war Markttag. Durch die Straßen und in der Nähe der Hauptplätze wälzte sich eine dichte Menschenmenge; Droschken fuhren, Fleisch- und Gemüjewagen füllten den Fahrweg, während Diensthente und Köchinnen mit großen schweren Handkörben die Trottoirs dermaßen beengten, daß man ungestoßen gar nicht — und auf alle Fälle nur sehr langsam vorrücken konnte.

Wem freilich nicht daran lag, rasch von der Stelle zu kommen, dem mochte, wenn sich seine Aufmerksamkeit darauf lenkte, in den verschiedenen Gruppen mancher stille Genuß geboten werden. Der galante Dienstmann z. B., der dort, mit rother Mütze, rothem Krage und rother Nase für einen Silbergrochen Honorar dem hübschen Dienstmädchen den Marktkorb nach Hause trägt und sie dabei angenehm zu unterhalten sucht. Eine Menge von Damen dort, die sonst nur in Seide, wie überhaupt eleganter Toilette ausgehen, jetzt aber, mit dem „Markthut“ und in bescheidenstem Kattunkleid wahrlich nicht zu ihrem Vortheil gegen die sauberen Köchinnen mit ihren schneeweißen Schürzen, bloßen Armen und netten Hauben abstecken. Dort sucht eine Dame in einer etwas abgetragenen Sammetmantille, unter der sie selber den Korb verborgen hat, sonst aber äußerst vornehm und reservirt, einer Marktfrau drei Pfennige an Blumentohl abzuhandeln und steckt dabei die herbsten Nebenarten der alten Höckerin ruhig ein. Da drüben steht ein Sergeant; er hat sie gefunden, und sie ihren Marktkorb neben sich gestellt, um ihm einige wichtige Mittheilungen zu machen. Beide sind auch in so eifrigem Gespräch begriffen, daß weder er noch sie bemerkt, wie es — ein großes Windspiel nämlich, ein Stück Fleisch von etwa zwei ein halb Pfund Gewicht, vorsichtig, und sehr zum Ergötzen einiger beobachtenden Schusterjungen, aus dem Korb zieht und dann in voller Furcht damit die Straße entlang und den Leuten zwischen die Füße rennt.

Dort drüben entwickelt sich ein Hauptscandal: der Marktmeister hat — wie sich herausstellt, auf Denunciation — bei einer ziemlich resolut aussehenden Butterfrau einzelne Stücke gewogen, zu leicht befunden und den ganzen Waarenvorrath derselben confiscirt. Die Denunciantin war aber leichtsinnig genug gewesen, sich wieder mit an Ort und Stelle zu wagen und ihre Genugthuung darüber auszudrücken. Arme „Frau Räthin“! sie konnte Gott danken, als sie nur endlich die Reihe, zwischen der sie förmlich Spießruthen lief und von deren Insassen sie mit faulem Obst und kleinen Handläsen in sinniger Weise beworfen wurde, erst wieder hinter sich hatte, und es bleibt die Frage, ob sie sich je wieder, außer in Verkleidung, auf den Markt wagen darf.

Und welche interessanten Persönlichkeiten trifft man selber unter den alten Marktweibern, die man aber nicht immer nach ihrem Geschäft und daß sie da um ein paar Pfennige mit Gemüse handeln und sich oft ereifern, beurtheilen soll. Es sind Frauen unter ihnen, die ihr eigenes Haus und Grundstück mit Garten, wie ein nicht unbedeutendes Vermögen besitzen, von dem sie recht gut und behaglich, ohne weitere Anstrengung und besser als manche Dame in einer Sammetmantille leben könnten.

Da drüben die dicke Frau mit dem rothen runden Gesicht, dem kleinen Schnurrbart auf der Oberlippe, der scharf gestärkten Falbelhaube, die ihren dicken Kopf wie ein Heiligenschein umgibt und die nur schlichtweg unter ihren Bekannten „die Lohbergern“ genannt wird, hat ein Vermögen von über 50,000 Thalern, ein sehr hübsches, wenn auch kleines Haus mit natürlich einer „guten Stube“ und gibt Kaffeegesellschaften, die sich „gewaschen haben“. Aber trotzdem sitzt sie Winter und Sommer, in Sonne und Regen auf ihrem Stand, bei großer Kälte mit einem Kohlenbecken unter den Füßen, bei Hitze mit einem riesigen Strohhut auf dem Kopf und verkauft selbst die kleinsten Quantitäten von Gemüse, sogar für einen Dreier Petersilie mit der liebenswürdigsten Geduld — solange man ihr nämlich die Preise zahlt, die sie fordert; denn handeln läßt sie sich nicht, ausgenommen manchmal von einer armen Frau. Gnade Gott aber, wenn ihr eine „Dame“ in einem schlumpigen Seidenkleid einen geringeren Preis bietet.

Mitten durch das Gewühl der Käufer und Verkäufer und quer über den Markt hinüber schritt ein junger, sehr elegant — ja man konnte fast sagen auffallend elegant gekleideter Herr —, denn schwarzer Frack, weiße Weste und Halsbinde mit lichten Glacehandschuhen, wie sehr sorgfältig gebürstetem Cylinder und sehr blanken Stiefeln paßten eigentlich nicht recht in diese Umgebung und zu so früher Stunde auf die Straße; hatte es doch kaum erst zehn Uhr geschlagen.

Der junge Mann achtete übrigens gar nicht auf den ihn umtobenden Lärm; er ging unmittelbar nach der Attaque mitten zwischen den Butterweibern durch, und hörte nicht einmal ihre entrüsteten Ausrufe und Drohungen, und wenn er sie hörte, kümmerten sie ihn nicht, oder zogen seine Aufmerksamkeit nicht an. Vollkommen mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, suchten seine Blicke rings umher, so daß er dadurch mit mancher der ihm begegnenden Damen, die ihrerseits ihre Augen auf der Butter hatten, zusammenstieß. Er entschuldigte sich dann allerdings stets sehr artig, jene nahmen aber selten Notiz davon. Sie waren gewohnt, an Markttagen herumgestoßen zu werden, und betrachteten das als etwas zu dem Einkauf Gehöriges.

Jetzt hatte er das eigentliche Getöse des Marktes — wenigstens dessen unmittelbaren Umpflog hinter sich und wollte eben in eine Seitenstraße einbiegen, als sein Auge durch einen am Boden

liegenden blitzenden Gegenstand angezogen wurde. In dem Moment sah er aber auch, wie ein junges derbes Bauermädel, das einen Korb mit Eiern auf dem Rücken trug, gerade den Fuß darauf setzen wollte. Mit einem „bit“ um Entschuldigung“ schob er sie deshalb ein wenig ab, bückte sich rasch und hob den Gegenstand auf. „Herr Je!“ rief das Mädel erschreckt aus — „was machen Sie denn für Dummheiten?“ Der junge Mann achtete aber gar nicht auf sie, sondern beschaute nur seinen Fund und sah, daß es eine kleine, mit Korallen eingefasste, aber sonst ziemlich werthlose Broche war, die nur in der Mitte eine Miniatur-Photographie, den Abdruck eines älteren Frauengesichts trug.

Der Schmuck mußte übrigens in demselben Augenblick verloren sein, denn sonst wäre er jedenfalls schon gefunden, oder im anderen Fall von der schwärmenden Volksmenge zertreten worden. Unwillkürlich richtete sich auch der glückliche Finder empor, und überflog mit seinem Blick nach rechts und links das Trottoir. Nach der einen Richtung sah er indeß nur Bauerfrauen und Dienstmädchen, von denen keine einen solchen Schmuck getragen haben konnte; nach der anderen aber bemerkte er eine junge Dame in einem braunen Seidenkleid, und einen ähnlich farbigen Hut auf, die gerade vor einem dort befindlichen Bilderladen stehen geblieben war, um die ausgestellten Kunstblätter zu betrachten. — Eben wandte sie sich aber wieder, um ihren Weg fortzusetzen; der Fremde warf noch einen Blick auf den Schmuck, und es war fast, als ob er den Fund in der Hand woz, dann eilte er ihr nach und hatte sie auch bald überholt.

An ihr vorübergehend suchte er ihr Gesicht zu sehen und lästete dabei unwillkürlich den Hut, zügelte auch seinen Gang so weit ein, daß er dicht bei ihr blieb. Die junge Dame hatte allerdings bis dahin ihm nicht einmal den Kopf zugewandt, nur als sie die Bewegung des Grüßens bemerkte, glaubte sie natürlich im ersten Moment, daß es ein Bekannter ihrer Familie wäre und erwiderte, indem sie zu ihm aufsaß, den Gruß — aber sie erschrak, als sie einen vollkommen fremden Menschen neben sich sah, der augenscheinlich im Begriff stand sie anzusprechen, und wollte ihm scheu ausweichen.

„Mein gnädiges Fräulein,“ sagte da der Fremde sehr artig — „entschuldigen Sie die Frage, aber haben Sie nicht etwas verloren?“ „Nein, mein Herr,“ erwiderte das junge Mädchen, verwirrt und blutroth und schien nicht übel Lust zu haben, in das nächste Haus zu flüchten.

„Auch keinen Schmuck?“ beharrte aber der Fremde, und jetzt zum ersten Mal vergaß die Angeredete das Unerwartete der Ansprache, griff erschreckt oben an ihr Kleid und rief dann mit offenbarer Befürzung aus.

„Ach mein Gott! meine Broche.“

„Eine kleine Broche?“

„Mit Korallen und einer Photographie.“

„Dann bin ich glücklich genug, sie Ihnen wieder überreichen zu können,“ lächelte der ehrliche Finder, indem er sie ihr mit der rechten Hand, von der er den Handschuh abgezogen, entgegen hielt. „Sie lag kaum vierzig Schritt von hier auf den breiten Steinen und wäre fast zertreten worden.“

„Oh wie dankbar bin ich Ihnen,“ rief die junge Dame, indem sie den Schmuck aus seiner Hand nahm.

„Bitte mein gnädiges Fräulein,“ sagte der Fremde abwehrend — „es hat mich gefreut, Ihnen einen kleinen Dienst erwiesen zu haben“ und mit einer kurzen Verbeugung verabschiedete er sich, und schritt ohne Weiteres den Weg zurück, den er gekommen.

Die junge Dame blieb noch einen Moment, wie unschlüssig, auf der Straße stehen und sah fast unwillkürlich dem Fremden nach, der sogar jeden Dank verschmähte. Dieser aber schaute nicht mehr zurück; er schien auch in der That den Kopf voll von anderen Dingen und das kleine Intermezzo bald vergessen zu haben. Vom nächsten Kirchthurm schlug es halb, und er sah nach der eigenen Uhr, um diese mit der Stadtzeit zu vergleichen, mußte aber doch wohl mit je in er Zeit noch nicht gedrängt sein, denn nach einer kleinen Weile drehte er um, und wandte sich wieder, trotz seines für den Markt nicht passenden Anzugs, dem dichten Gedränge des Marktes zu, in das er sich auch sehr mischte. Fühlte er sich hier draußen in seiner etwas sehr eleganten Kleidung genirt? die Jungen waren allerdings schon einige Mal auf ihn aufmerksam geworden — aber möglichenfalls hatte er auch bei „vornehmen Leuten“, hohen Gönnern oder „unteren Beamten“ seine Aufmerksamkeit zu machen, war vielleicht sogar bestellt worden, und mußte deshalb nicht allein seine Zeit einhalten, sondern auch in der gehörigen „Form“ erscheinen, da es ihm sonst jedenfalls „verübelt“ wäre.

#### II.

In der Küche der Frau Geheimen Regierungsrätthin von Ventlow ging es heute sehr lebhaft zu, denn der Herr Geheimen Regierungsrath hatte, allerdings nicht sehr viele, aber dafür desto bedeutendere Personen zu einem Diner eingeladen, und die Wirthin machte deshalb auch die größten Anstrengungen, um die Sache auf das Glänzendste auszustatten.

Zu den erwarteten Gästen gehörten zuerst Se. Excellenz der Herr Minister des Innern von Lobezahn mit Frau Gemahlin und Tochter, dann Oberstaatsanwalt von Vogtheim und Frau, der alte General von Degen mit seiner jungen, sehr liebenswürdigen Tochter, Hauptmann von Selching, Adjutant Sr. königlichen Hoheit, Fräulein von Ventlow Excellenz, die Schwester des Geheimen Regierungsraths und Staatsdame Ihrer königlichen Hoheit, und Finanzrath Blum, ein sehr einflußreicher Mann im Staate, also eine ausgewählte Gesellschaft, die es sogar Mühe gekostet hatte zusammen zu bringen.

In höheren Kreisen passen nämlich nicht immer die mit der Familie selber befreundeten Personen auch zu einander — es sind da und dort Rückfichten zu nehmen; man will Niemanden kränken oder nur den geringsten Anhalt zu einem Mißbehagen geben und es muß da gar so viel vorbedacht und beachtet werden. Die Frau Geheimen Regierungsrätthin hatte aber einen ganz außerordentlichen Tact in derlei Dingen, einen gewissen Instinct, der sie stets den richtigen Weg führte und ihr Gatte überließ ihr in solchen Fällen denn auch stets mit dem größten Vertrauen das ganze Arrangement, und zwar um so lieber, da er sich selber nicht gern aus seiner Ruhe bringen ließ.

Die Frau Geheimen Regierungsrätthin wirthschaftete heute auch mit einem wahrhaft erstaunlichen Eifer im ganzen Haus herum; zwei Diensthente mit einem Kunstgärtner waren schon den ganzen Morgen beschäftigt gewesen, um Topfgewächse herbeizuschaffen und den Speiseaal in geschmackvoller Weise zu decoriren; alle Delicateßen, welche die Stadt nur bot, waren angeschafft worden, die feinsten Weine hatte der Geheimen Regierungsrath natürlich selber im Keller und es wurde drei Uhr Nachmittags, bis

die geplagte und entseztlich in Anspruch genommene Wirthin endlich Zeit fand, an ihre eigene Toilette zu denken — allerdings etwas spät — denn um fünf Uhr sollte schon die Tafel sein; um zwei Stunden brauchte die schon in die Jahre hineinragende Dame regelmäßig zu einem solchen Act.

Es hatte eben vier Uhr geschlagen, als der Briefträger das Gewühl von dienstbaren Geistern einen Stadtpostbrief brachte, den der Geheimen Regierungsrath annahm, erbrach, durchlas und dann in der größten Unschuld bei Seite legte. Es war nichts als ein Absageschreiben des Finanzrath Blum, der plötzlich in einer Geschäftsfrage — d. h. schon 12 Uhr Mittags hatte abbrechen müssen und nun bat, ihn zu entschuldigen. Der Brief war schon in aller Früh geschrieben, aber wahrscheinlich in dem Trubel der Abreise nicht gleich auf die Post gegeben oder in einen Briefkasten gesteckt, so daß er, eigentlich ein wenig spät, an den Ort seiner Bestimmung gelangte.

Der Geheimen Regierungsrath hielt das übrigens für kein Unglück. Auf einen mehr oder weniger kam es nicht an und der Finanzrath war außerdem gar kein intimer Freund des Hauses, sondern nur mehr Rücksichtshalber eingeladen worden. Er selbst hatte nicht recht gewußt weshalb, da aber seine Frau darauf bestand, fügte er sich eben deren Wunsch und Willen.

Er war noch damit beschäftigt, die verschiedenen Weinorten zu ordnen und die Leute anzuweisen, in welcher Reihenfolge sie auf die Tafel gebracht werden sollten, als seine Tochter Erna ein liebes Mädchen von kaum mehr als neunzehn Jahren, die bis jetzt noch nicht an ihre Toilette gedacht hatte, weil sie immer in einer halben Stunde mit derselben fertig wurde, mit verschiedenen Anordnungen beschäftigt, über den Vorjaal schritt. Ihr Bruder Carl, der seine Studien beendet und gerade sein Examen gemacht hatte, begleitete sie und trug sehr artig einen Korb mit den verschiedenartigsten, aber nothwendig gebrauchten Gegenständen.

„Kann ich Dir etwas helfen, Papa?“ sagte Erna, als sie an ihm vorüberging, und nur einen Moment neben ihm stehen blieb. „Nein, mein Herz,“ erwiderte der Geheimen Regierungsrath, der die Brille auf der Nase und einen Zettel in der Hand, eine Batterie von Flaschen herauf beschwor, als ob er ein paar Hundert bürstige Kehlen und nicht eine kleine ausgewählte Gesellschaft zu versorgen habe — „ich danke Dir freundlich. Das hier müß ich Alles allein besorgen, oder es kommt mir nachher Confusion hinein, und von Tisch steh ich nicht gern wieder auf, wie Du weißt.“

„Schön, Papa,“ nickte ihm freundlich Erna zu, „dann besorge ich und Carl das Andere — Du siehst, er ist außerordentlich liebenswürdig, und ich denke, daß wir in einer Viertelstunde Alles fertig haben.“

„Gut, mein Kind, gut,“ sagte der Geheimen Regierungsrath geschäftig, „apropos, was ich Dir noch gleich sagen wollte, Finanzrath Blum hat eben absagen lassen. Er mußte in Dienftsachen verreisen.“

Erna war eben im Begriff gewesen, das kleine Gemach, in welchem der Vater seine Flaschenbatterien aufpflanzte, zu verlassen — Carl war schon in den Speiseaal getreten, um seine Last abzugeben — aber wie erschreckt blieb sie in der Thür noch stehen und rief: „Finanzrath Blum hat abgejagt, Papa? — aber das ist ja doch gar nicht möglich, eine Stunde vor dem Diner — das kann nicht möglich sein.“

„Und weshalb nicht, mein Herz?“ erwiderte ihr Vater, der eben aufmerksam überwachte, wie der eine Lohnbediente den Champagner und Rheinwein in große Kübel mit Eis brachte, an denen sie dann in silbernen Abkühlern auf die Tafel geschleppt werden sollten. „Der Brief ist allerdings etwas verspätet abzugeben, aber Geschäfte oder vielmehr Dienstangelegenheiten gehen vor und können eines Diners wegen nicht hintangefegt werden.“

„Aber Papa, dann sind wir ja dreizehn bei Tische!“ rief Erna erschreckt aus, „das geht ja gar nicht.“

„Hm,“ bemerkte der Geheimen Regierungsrath, indem er seine Tochter überrascht ansah, und er wußte genau, wie seine Gattin darüber dachte — „dreizehn? Das wäre ja merkwürdig. Wo kommt denn das? — Bist Du abergläubisch?“

„Ach Papa, ich gewiß nicht,“ sagte Erna, ich würde mich ebenso gern mit zwölf wie mit dreizehn Personen zu Tische setzen, aber Mama denkt anders darüber. Da Hofrath Morling schon vorgestern absagte, hatte sie ja nur zu dem Zweck allein den Finanzrath eingeladen — und nun kann der unglückselige Mensch nicht, und meldet das im letzten Augenblick!“

„Daran habe ich allerdings gar nicht gedacht,“ sagte der Geheimen Regierungsrath bestürzt — „das ist sehr fatal und ich weiß wahrhaftig nicht, was wir da anfangen wollen.“

„Was ist denn, Papa?“ frug Carl, der eben aus dem Speiseaal zurückkehrte — „was habt Ihr denn, Ihr seht ja beide verdundert aus?“

„Ach, Carl,“ meinte die Schwester, „es ist eigentlich Nichts, aber Mama denkt anders darüber als wir, und wir kommen dadurch jedenfalls in Verlegenheit.“

„Nun?“

„Es hat Jemand abgesagt, und wir sind jetzt gerade dreizehn bei Tische.“

„Gerade dreizehn?“ lachte ihr Bruder, „und was ist das, Schatz? Ihr seid doch nicht etwa abergläubisch?“

„Abergläubisch, ach nein,“ meinte die Schwester, und doch etwas verlegen, „aber die Mutter hat darin ihre eigenen Ansichten — viele andere Leute haben es ebenfalls nicht gern, und man weiß bei einer solchen Gesellschaft dann nie, wen man vielleicht sehr unangenehm dadurch berührt. Es gehört keinesfalls zum guten Ton, ein Diner von dreizehn Gedecken zu serviren.“

„Ihr seid komische Leute,“ lachte Carl gutmüthig, „aber wenn Euch das wirklich genirt und als unpassend erscheint, dann laßt mich weg — ich mache mir außerdem Nichts aus solchen steifen Dinern und schenke es mir gerne. Nachher seid Ihr zwölf, und Mama kann sich vollkommen beruhigen.“

„Das ist sehr liebenswürdig von Dir, mein Sohn,“ sagte der Geheimen Regierungsrath, „aber es geht nicht, denn Deinern wegen besonders habe ich das Diner arrangirt.“

„Meinetwegen, Papa?“ rief Carl verwundert aus. „Ja, Deinetwegen,“ wiederholte der Vater, „um Dich nämlich der Excellenz dem Herrn Staatsminister vorzuführen. Du siehst jetzt eine Carrière und es ist dabei meine Pflicht und Schuldigkeit Dir darin Vorstoß zu leisten.“

„Und soll das bei einem Diner geschehen, Papa?“

„Se, Excellenz lernt Dich wenigstens erst einmal kennen,“ sagte der Geheimen Regierungsrath nach kurzer Pause — „und das Uebrige findet sich dann später.“

„Dann werde ich Kopfweh bekommen, Papa,“ warf Erna ein — „ich weiß, Mama würde unglücklich sein, wenn sie zu dreizehn an einem Tische sitzen müßte.“

„Das geht ebenjowenig, mein Kind,“ erwiderte der Vater. „Du weißt, wie Elvira von Degen an Dir hängt, und wir gerietchen da in eine Reihe von Lügen hinein, die sich unter keiner Bedingung rechtfertigen lassen.“

„Dann wird das Beste sein,“ bemerkte Erna, „wir sprechen einmal mit Mama darüber und hören ihre Ansicht, oder wir haben ihr sonst den ganzen Abend verdorben. Sie klagte so schon wieder heute über ihre Nerven.“

Der Geheime Regierungsrath seufzte tief auf, denn der Schrecken aller Schrecken war für ihn gerade das Nervencapitel, das überdies eine bedeutende Rolle in seinem ehelichen Leben spielte. Erna aber hatte Recht; unter diesen Umständen war es geboten, die Mutter von dem unangenehmen Zwischenfall in Kenntniß zu setzen. Es lag allerdings nicht der geringste vernünftige Grund vor, sich bei einem Diner von dreizehn Personen nicht ebenso wohl zu fühlen, wie bei zwölf oder vierzehn, aber das Gemüth der Menschen ist eben unberechenbar.

Erna übernahm es, der Mutter die Nachricht mitzutheilen und sie darüber zu fragen, wie sie darüber beschließen wolle; aber schon nach zwei Minuten wurde der Gatte selber in das Toilettenzimmer citirt, denn der Gegenstand war zu wichtig und dringend, um nicht gleich und augenblicklich eine Erledigung zu verlangen.

Die Frau Geheime Regierungsräthin sah, mit einem großen weißen Fudermantel um, der ihre ganze Gestalt und ebenso den Stuhl verüllte, vor dem großen Toilettenpiegel, während ihr Mädchen dabei beschäftigt war, das nicht unschöne und noch sehr reichliche Haar der Dame zu kämmen und zu stecken. Die Frau Geheime Regierungsräthin bedurfte bei ihrer Frisur noch keiner fremden Beihilfe, sonst würde sie auch ihre Familie in die „Geheimnisse“ ihrer Toilette nicht eingeweiht haben.

„Ludwig!“ rief sie aber dem Gatten entgegen, wie er nur kaum das Zimmer betrat (Carl hatte sich ebenfalls dem Zuge angeschlossen), „das ist ja erschrecklich! Der entsetzliche Mensch, der Finanzrath, hat abgefragt?“

„Dienstgeschäfte, liebes Kind — dagegen läßt sich nichts machen.“

„Und so spät, das ist doch höchst unschicklich; aber es sieht ihm ähnlich — es ist einer der rücksichtslosesten Menschen, die ich kenne. Und was fangen wir jetzt an?“

„Und ist es Dir wirklich so unangenehm, zu dreizehn an einem Tische zu sitzen, liebes Herz,“ sagte ihr Gatte, vorsichtig erst einmal vorausführend — „ich hielt Dich in dieser Hinsicht für viel zu aufgeklärt, um an einen solchen alten Aberglauben —“

„Aber ich doch nicht,“ rief die Frau Geheime Regierungsräthin, indem sie erst noch einen Blick in den Spiegel warf, und sich dann auf ihrem Sitz halb herumdrehte — „ich doch wahrhaftig nicht, aber Du weißt, wie Excellenz, die Frau Ministerin, darüber denkt. Sie wäre außer sich, wenn ihr das hier in unserm Haus geschähe, und ich möchte doch wahrhaftig nicht, daß mir das nachgelagt würde. Es sähe ja genau so aus, als ob ich es nur absichtlich gethan hätte, um sie zu kränken.“

„Aber mein Kind, wer soll das denken?“

„Lehr' Du mich die Menschen kennen, Ludwig — Lehr' Du mich die Menschen kennen, und die Excellenz ist überhaupt mißtrauischer Natur und außerordentlich leicht empfindlich.“

„Das ist sie in der That,“ seufzte der Geheime Regierungsrath, „und außerdem, wie man sich erzählt, ein Drache.“

„Aber Ludwig,“ ermahnte ihn seine Gattin, indem sie ihm einen warnenden Blick zuwarf — er hatte jedenfalls ganz die Gegenwart des Kammermädchens vergessen. Die augenblickliche, unglückselige Situation nahm aber vor der Hand all ihre Sinne in Anspruch, und ihren Gedanken folgend, murmelte sie halblaut: „Wenn wir es nur noch wenigstens Deiner Schwester abfragen könnten; die würde es, unter solchen Umständen, gewiß nicht übel nehmen.“

„Das geht unter keiner Bedingung, Kunigunde!“ rief der Geheime Regierungsrath rasch und fast erschreckt aus. „Du weißt, wie selten wir sie überhaupt bei uns sehen, und sie war schon neulich etwas airgirt darüber. Sie würde das als eine directe Beleidigung betrachten.“

Die Frau Geheime Regierungsräthin zog die Lippen ein wenig zusammen, erwiderte aber Nichts darauf, bis sie endlich stöhnte: „Dann weiß ich's nicht — dann muß ich krank werden, denn mit dreizehn können und dürfen wir heute nicht an einem Tische sitzen, oder wir verderben es auf immer mit der Excellenz.“

„Vielleicht weiß ich da einen Rath, Mama,“ sagte jetzt Carl, der indessen nachsinnend in dem durch ausgehangene Kleider und sonstige Toilettengegenstände etwas beengten Raume auf und ab geschritten war, indem er vor der Mutter stehen blieb.

„Du? und welchen?“ frug die Mutter rasch — „Du weißt, daß Du heute nicht bei Tische fehlen darfst.“

„Allerdings, Mama, Papa hat mir den Grund gesagt, aber ich finde doch vielleicht noch eine Aushilfe, so daß wir wieder zu vierzehn sind.“

„Es ist jetzt gar nicht mehr möglich,“ rief die Mutter in Verzweiflung aus. „Du kannst doch nicht daran denken, in kaum einer Stunde vor dem Diner noch irgend wen einzuladen; es wäre so unschicklich wie möglich. Niemand würde es überhaupt annehmen.“

„Und genügt Dir ein Premierlieutenant, Mama?“

„Ein Fähndrich wäre ein Segen Gottes,“ rief die Mutter. „Schön,“ lachte Carl — „auf der Unbesitzbarkeit wurde ich mit einem Lieutenant von Winbach bekannt, ein lebenswürdiger junger Mann, den bei uns einzuführen ich Papa schon um Erlaubniß bitten wollte.“

„Und Du glaubst, daß er käme?“

„Ich weiß es gewiß.“

„Aber er wird jetzt schon dinirt haben.“

„Um ein Uhr, so daß er bis fünf wieder tüchtigen Hunger hat.“

„Und wo willst Du ihn jetzt finden?“

„Um diese Zeit ist er stets zu Hause und uns Allen gleich damit geholfen.“

„Dann darfst Du aber auch keinen Augenblick Zeit mehr veräumen, Carl,“ sagte die Mutter, — „gütiger Himmel, es ist schon ein Viertel auf fünf Uhr und meine Frisur noch nicht einmal in Ordnung. — Ludwig, Deinem Finanzrath verzeihe ich das im ganzen Leben nicht.“

„Also rasch ans Werk, Mama!“ rief Carl lachend, indem er nach der Thür eilte, „ich gebe Dir mein Wort, ich schaffe Dir einen Biersehn und lehre nicht ohne ihn zurück.“

Damit verließ er das Haus, und es war ein Glück, daß die Frau Geheime Regierungsräthin jetzt gar keine Zeit mehr hatte an irgend etwas Anderes als ihre Toilette zu denken, sie würde sonst die kurze Zeit vor dem Diner nur in peinlichster Angst und Aufregung verbracht haben.

(Fortsetzung folgt.)

### Willkommen, lieblicher Sommer!

Seid mir gegrüßt, Ihr hochbelaubten Bäume,  
Die sanft vergoldet von des Mittags Schein;  
Ihr laßt in des Waldes schattige Räume  
So wie vor dem den Wandrer wieder ein.  
Weit hinten bleibt's zurück, die schwere Träume,  
Und vor mir glänzt der blumige Wiesennain —  
O hold Geschenk, im Gehen und Verließen  
Des Daseins Lust noch einmal zu genießen!

In sanfter Stimmen nun gewöhnt das Ohr  
Sich wiederum, an Laub- und Quellsgeräusch;  
Der süße Sang der Vögel wird zum Chor.  
Und rauschend in geheimnißvollem Düster  
Regt sich der Eiche Wipfel, klingt die Rüste.  
Steigt schwellend es von Blatt zu Blatt empor;  
Bermüht sich mit dem Silberton der Birte  
Das Gartenspiel des Winds im Waldbezirke.

\* \* \*

Erfüllt mein Herz, ihr Laute der Natur;  
Sprecht, sprecht mit mir auf's Neue, Wald und Flur,  
Damit vor Euch, die ewig gut gebiehn,  
Die Schredensbilder, die ich sah, zerfliehn!  
Führt mich auf Euren stillen Pfad zurück,  
Lehrt an der Heimath Frieden, an das Glück  
Des Hauses, das nur böse Mächte rauben,  
Und lehrt mich an die Menschheit wieder glauben!  
So war es sonst, wenn ich zum Walde ging,  
Und wenn sein Grün mich dämmerhaft umging.  
Doch ach! — was ich empfand in jenen Tagen...  
Ihr fühltest's All, vom Schrecklichsten durchbebt;  
Wer's nicht erlebt hat, wird es niemals sagen,  
Und tief ergreifen schweiget, wer es erlebt.

Da standest Du, mein Wald so traurig da!  
Mir schnitt es durch das Herz, wenn ich Dich sah.  
Wohl quoll wie sonst das Gold des Sonnenlichtes  
Sanft durch Dein Wälderbad, Dein dichtet;  
Die Quelle rauschte, die Lerche flog —  
Doch draußen scholl des donnernen Weltgerichtes  
Drommete dumpf — der fürchterliche Krieg.  
Der Krieg! Der Krieg! — Und Deine Blüthen fielen  
Und manche Blüthe rings umher;  
Die Hütte wurde stumm, das Dörflein leer,  
Die Kinder liegen ab zu spielen,  
Und keine Sonne gab's auf Erden mehr.

Laß, traurer Wald, mich davon schweigen;  
Denn hoch! — auf's Neue rauscht in Deinen Zweigen  
Des Sommers beglückende Vorwärt mir.  
Und wenn ich betrete Dein blühend Revier,  
Da geht es wie ein frommer  
Wunsch durch die Seele nach Angst und Qual:  
Willkommen, lieblicher Sommer.  
Willkommen, vieltausendmal!

Willkommen, ihr Wipfel im Kreise,  
Ihr rauschet es fern und nah.  
Ihr rauschet es laut und leise:  
Willkommen, der Sommer ist da!

Willkommen, ihr Wolken in Lüften,  
Willkommen, ihr Rosen im Thal,  
Willkommen auf Bergen und Klüften,  
Willkommen, vieltausendmal!

Nun klingen die Sichel wieder,  
Nun duftet das Korn und das Heu,  
Nun schallen die frohlichen Lieder  
Der glücklichen Kinder auf's Neu.

O Segen der Arbeit, — o Reigen  
Unschuldiger Lust — wie mild  
Sch' ich den Weiden entsteigen  
Der Zukunft schöneres Bild!

Vom Lichte der Zukunft umglossen,  
Umhimmelt vom Sonnenstrahl,  
Sei, lieblicher Sommer, willkommen,  
Willkommen, vieltausendmal!

Julius Rodenberg.

### Ein Gespräch über George Sand.

Im Hospital des Dr. Dubois im Faubourg St. Denis, Nr. 112, hatte ich während der Krankheit eines meiner Freunde den Dr. Tolland kennen gelernt, welcher mit diesem in derselben Stube lag. Der junge Doctor hatte das Unglück gehabt, vor Sebastopol schwer verwundet und erst achtundvierzig Stunden nach seiner Verwundung bei der Aufräumung des Schlachtfeldes aufgefunden zu werden. Seine Kollegen hatten fast gar keine Hoffnung mehr, ihn am Leben zu erhalten; aber Dank seiner außerordentlich kräftigen Constitution wurde er dem Unerbittlichen entrisen, wenn auch nicht dem Leben wiedergegeben.

Denn konnte man es Leben nennen, dieses traurige, bewußtvolle Dasein? Von den furchtbaren, langen Stunden, die er nach der Schlacht zugebracht hatte, frierend und durchnäßt, nach starkem Blutverlust halb ohnmächtig, unfähig, sich vom Fleck zu bewegen und obenein noch hungernd und durstend — von diesen furchtbaren Stunden war ihm eine nicht minder furchtbare Qual zurückgeblieben: die vollständige Lähmung der Beine und des Rückgrats. Als Mediciner gab er sich über seinen Zustand nicht den geringsten Täuschungen hin; er wußte, daß er erst durch den Tod von seinen Leiden befreit werden würde.

Er ertrug das Unermeßliche mit der Seelenstärke eines wahren Philosophen. Als er nach Paris zurückgebracht worden war, wo er ebendam, wegen seiner körperlichen und geistigen Vorzüge und wegen seiner günstigen finanziellen Verhältnisse, eine ziemlich glänzende Rolle gespielt hatte, stellte er eine genaue Bilanz auf. Das Ergebnis derselben war allerdings ziemlich unglücklich. Im Vertrauen auf sein reichliches Einkommen hatte er freischwillig gelebt, wenig gerechnet und, ohne daß er es selbst wußte, den bei weitem größten Theil seines Privatvermögens ausgezehrt. Als er nun ankam, die Rechnungen zu addiren und die Summe derselben von seinem noch vorhandenen Vermögen abzuziehen, merkte er zu seinem nicht geringen Verdruß, daß ihm nach Befriedigung aller seiner Gläubiger jährlich nur eine ganz bescheidene Rente übrig blieb. Auf neue Einnahmen hatte er nicht mehr zu rechnen, und wenn er mit dem Wenigen auskommen wollte, so mußte er sich dazu verstehen, ein ganz neues Leben anzufangen. Er that auch das mit Entschlossenheit und ohne Zagen. Er trat mit dem dirigirenden Arzte des Hospitals im Faubourg Saint Denis in Unterhandlung. Seine Jahresrente genügte gerade, um die Pension im Hospital zu bestreiten. Es blieben noch einige hundert Franken übrig zur Befriedigung kleiner Privatbedürfnisse. Er war damit ganz zufrieden, ließ sich in das Hospital bringen und erhielt dort eins der freundlichsten Stübchen, in welchem außer seinem nur noch ein Bett stand. Sein Bett war so gestellt, daß er von demselben aus die Wipfel der Bäume im Garten sehen konnte. An schönen Tagen im Frühling und Sommer ließ

er sich im Garten spazieren fahren, und das klare Bewußtsein der Unabänderlichkeit seines Schicksals hatte ihm mit der Zeit auch den Humor wiedergegeben. Er war fast immer heiter und guter Dinge, nahm an allen Vorgängen in Paris und in der Welt das lebhafteste Interesse, sprach darüber munter und witzig, und nur wenn das Kapitel auf seine früheren Freunde kam, umdüsterte sich seine Stirn. Es hatte ihn seit den langen Jahren, die er nun im Hospital zubrachte, auch nicht ein einziger seiner früheren Bekannten besucht. Dagegen hatte er sich mit allen seinen Stubengenossen befreundet und von diesen, welche die traurige Vereinsamung des armen Tolland kannten, empfing er sehr häufige Besuche.

So oft mich mein Weg in die Nähe des Faubourg Saint Denis führte, versäumte ich es nicht, eine Stunde mit Dr. Tolland zu verplaudern; und jedesmal, wenn ich das Hospital verließ, war ich in der angenehmen Stimmung, in welcher man sich findet, wenn man sich einbildet, ein gutes Werk gethan zu haben. Ich nahm mir dann auch regelmäßig vor, zwischen meinen Besuchen nicht so lange Pausen eintreten zu lassen, weil ich fühlte, daß ich Dr. Tolland mit meinem Kommen eine wahre Freude bereitere. Aber bei dem guten Vorsatz bewendete es auch. Und als ich meine Wohnung wechselte und in ein Stadtviertel zog, von welchem das Hospital weit entfernt lag, wurden meine Besuche immer seltner und seltner. Tolland beklagte sich nie, aber sein Stillischweigen war für mich vorwurfsvoll genug. Schließlich schämte ich mich über die allzu lange Pause, die ich hatte eintreten lassen, und ging gar nicht mehr hin, wie ich zu meiner Schande offen bekennen muß.

Da fiel mir eines Tages der „Figaro“ in die Hand und in diesem las ich unter den kleinen Nachrichten folgende Notiz: „Paris, dessen vortreffliche Eigenschaften von allen Seiten gerühmt werden, ist vor Allen auch die leichtsinnigste und undankbarste aller Städte. Durch einen Zufall haben wir in Erfahrung gebracht, daß ein Mann, welcher vor wenigen Jahren durch seinen glänzenden Geist, seine lebenswürdige Persönlichkeit und seinen vortrefflichen Charakter in den literarischen und künstlerischen Kreisen der Hauptstadt eine der beliebtesten Persönlichkeiten war, wir meinen Dr. Tolland, seit einer langen Reihe von Jahren gelähmt im Hospital des Faubourg Saint Denis liegt, und daß keiner seiner früheren Freunde sich des armen Gelähmten in dieser langen Zeit erinnert hat. Im Dienste für das Vaterland ist er auf dem Schlachtfelde verwundet worden und in Folge dieser Verwundung liegt er nun vollständig gelähmt darnieder. Er ist vergessen, verschollen. Wir glauben eine Pflicht zu erfüllen, wenn wir hier alle diejenigen, welche sich des geistreichen jungen Arztes gefreut haben, wie sie sich jetzt anderer lustiger Leute freuen, darauf aufmerksam machen, was aus ihrem früheren Freunde geworden ist.“

Als ich diese Notiz las, schlug mir das Gewissen, und ich beschloß, sobald es meine Zeit irgend erlaube, den armen Doctor zu besuchen. Am andern Tage in der Mittagsstunde stellte ich an der Pforte des Hospitals. Der Concierge, der mir öffnete, lächelte malitios und sagte: „Sie wollen gewiß zu Doctor Tolland? Soviel Besuche wie seit gestern Nachmittag hat er während der ganzen Zeit seines Aufenthalts hier nicht empfangen.“

„Sind Leute oben?“ fragte ich.

„Der Strom der Besucher hat sich jetzt verlaufen,“ antwortete der Concierge, „es ist augenblicklich nur eine Dame oben.“

Ich stieg die Treppen hinauf, klopfte an die mir wohlbekannte Thür und trat auf den Ruf: Entrez! in das kleine Zimmer.

„Das ist ja heute ein wahrer Freudentag!“ rief mir der Doctor entgegen, indem er mir die Hand reichte. „Seien Sie herzlich willkommen, lieber Freund.“

Ich wollte irgend etwas zu meiner Entschuldigung sagen, aber er schnitt mir das Wort ab.

„Lassen Sie es gut sein, ich begreife es vollkommen. Sie werden von mir keinen Vorwurf hören, und ich habe auch kein bitteres Gefühl gegen Sie im Herzen. Nehmen Sie einen Stuhl und erzählen Sie mir, wie es Ihnen inzwischen ergangen ist.“

Nachdem ich die Dame, deren Gegenwart mir der Hausmann schon angezeigt, und die mir Tolland wohl aus Nachsicht nicht vorstellte, flüchtig begrüßt und diese den Gruß ebenso erwidert hatte, setzte ich mich an das Bett des Kranken und erzählte ihm allerlei gleichgiltige Dinge. Die Dame nahm an dem Gespräche Theil, und was sie sprach war fesselnd und geistvoll. Auch die äußere Erscheinung imponirte mir ungemein. Der regelmäßig geschnittene Kopf mit den wunderbar ausdrucksvollen Augen mußte vor dreißig Jahren auffallend schön gewesen sein. Das stark ergraute schlichte und volle Haar, welches die Dame in einer ganz auffällig ungekünstelten Frisur einfach gescheitelt trug, deutete allerdings an, daß sie die Fünfziger schon überschritten hatte, aber das kluge, lebendig sprühende Auge sprach dem Tauschein Hohn, und ihr Blick war lebhaft, erfrischend und anregend wie der einer blühenden Jungfrau.

Wir hatten wohl eine halbe Stunde von allem Möglichen geschwätzt, der Doctor hatte sich nach dem Schicksal meiner literarischen Projecte erkundigt, und ich hatte ihm der Wahrheit gemäß antworten müssen, was ich ihm schon vor einem Jahre gesagt hatte: „Ich habe fünf Lustspiele, zwei Tragödien, so und so viel Romane theils im Kopfe fix und fertig, zum Theil auch bis auf die Hälfte niedergeschrieben, aber vollendet habe ich gar nichts. Man kommt ja nicht dazu, wenn man für eine politische Zeitung correspondirt. Ich habe mir vorgenommen, nächstens auf das Land zu gehen, mich auf ein paar Monate von der Politik gänzlich zu isoliren und wenigstens den einen oder den anderen meiner Entwürfe auszuführen.“ Wobei ich gleich bemerken will, daß ich auch diesen Voratz nicht ausführte.

Die Dame bestärkte mich sehr in diesem Vorhaben. „Sie sind zu fleißig in Deutschland,“ sagte sie mir; „Sie arbeiten viel zu viel und deshalb haben Sie auch keine guten Romane. Ich bilde mir nämlich ein, daß zum Romanschreiben oder überhaupt zur schöpferischen literarischen Thätigkeit völlige Abstraction gehört; ich denke mir, daß man sich in den Kreis, den man schildert, völlig hineinleben muß, wenn die Dichtung den Eindruck der Wahrheit machen soll, und da darf man nicht durch anderweitige Arbeiten in Anspruch genommen werden, darf auch nicht in einer großen Stadt leben, in der man täglich gestört wird.“

„Ich glaube,“ versetzte ich, „daß Sie sich etwas im Irrthum befinden. Sie denken sich das so. Ich habe es mir früher auch so gedacht; aber seitdem ich angefangen habe, selber zu componiren, habe ich, soweit es meine Persönlichkeit betrifft, die Wahrnehmung gemacht, daß ich ganz unabhängig bin von den Einflüssen der Umgebung und der sonstigen Verhältnisse. Wenn ich nur Zeit habe, da schreibe ich drauf los, daß es eine wahre

Freude ist. Je lustiger ich werde, desto tragiischer werden bisweilen die Situationen, die ich schildere. Im Café, in dem ich gewöhnlich correspondire, mußte ich eines Tages so laut aufschreien, daß mein correspondirender Colleague, der an demselben Tische saß, in der Arbeit inne hielt und mich fragte, was ich denn für einen ausgezeichneten Witz gemacht hätte, daß ich selbst darüber lachte. Er glaubte, ich schrieb eine politische Correspondenz oder ein Feuilleton — ich aber arbeitete an meinem großen Drama: Daofoon, und hatte gerade meinen siebzehnten Griechen umgebracht; und ich versichere Sie, der Tod war sehr rührend. Gerade deshalb war ich in so rosigte Stimmung gekommen. Wenn Sie es einmal mit der Schriftstellerei probiren wollten, so würden Sie vielleicht auch bemerken, daß unter Umständen ein lächelndes Sommergedicht in einer ungeheizten Stube im December entstehen kann, daß Sie mit furchtbarem Kopfschmerz und leerem Beutel unmittelbar vor der fälligen Quartalmiethe recht launig über das harte Loos eines Millionairs spötteln können, und daß die schaurigste Tragik in der Dichtkunst wohl vereinbar ist mit der allerheitersten Stimmung des Dichters."

"Ich spreche allerdings nicht aus Erfahrung," versetzte die Dame, "aber mich haben Sie doch nicht befehrt. Wie alt sind Sie denn, wenn ich fragen darf?"

"Vierundzwanzig Jahre, Madame."

"Nun, vielleicht werden Sie später doch das Bedürfnis fühlen, auch äußerlich die Bedingungen der Arbeit mit dem Inhalt derselben wenigstens ungefähr in Einklang zu bringen. Wenn Sie über Ihre gemordeten Opfer lachen können, so glaube ich, verzeihen Sie mir, daß Sie es mit der Dichtung doch noch nicht recht ernst nehmen. Ich meine, auch das geistige Kind hat Anspruch auf dieselbe Liebe und Zärtlichkeit, wie das leibliche; und wenn wir nicht die volle Theilnahme an seinem Schicksale hegen, wenn uns sein Untergang nicht erschüttert, so sind wir entweder schlechte Eltern oder das Kind ist gar nicht werth, daß es existire. Ich glaube nicht, daß Molière gelacht hat, als er den "Menschenfeind" schrieb, und ich glaube nicht, daß Shakespeare in rosigter Stimmung war, als er seinen wahnsinnigen Lear in die Haide führte."

"Ihr Beispiel von Molière ist nicht glücklich gewählt, wie mir scheint. Als er todtkrank war, verrathen von seinem Freunde Racine, betrogen von seiner leichtsinnigen und doch so geliebten Frau, der verführerischen Armande, als er unglücklich war wie kein Zweiter es sein konnte, was schrieb er da? Eine Tragödie? Nein. Er, der Todttrank, verhöhnte die Aerzte und schrieb die übermüthigste Posse über die Medicin, die je geschrieben ist, "den Kranken in der Einbildung". Er schminkte sich gesund, um auf der Bühne, er, der wahrhaft Kranke, als eingebildeter Kranker zu erscheinen; und auf der Bühne, mitten in dem tollen Lustspiele hatte er jenen Wutsturz, der ihn wenige Stunden darauf hinwegraffte. Ich brauche Ihnen das nicht zu sagen, Sie wissen das ja so gut wie ich. Ich glaube ganz gewiß, die Art und Weise geistig zu schaffen, ist etwas rein Individuelles, der Eine macht's so, der Andere macht's so. Halévy fand seine rhythmischen Melodien auf dem Pferde, deshalb gemahnt mich seine Dramatik auch manchmal an den Galopp, Alfred de Musset nahm ein Maternobell und in Anschauung der Natur schrieb er, bisweilen halb bezaubert von dem schweißlichen Abyss, seine eleganten, zierlichen, reizenden lyrischen Gedichte."

"Woher wissen Sie das?" fragte mich die Dame etwas erregt.

"Ich habe es von einem seiner besten Freunde gehört, und als ich Musset kurz vor seinem Tode kennen lernte, konnte ich an der Wahrhaftigkeit dieser Erzählung nicht mehr zweifeln. Ein anderer großer Mann, ich weiß nicht mehr welcher, konnte nur schreiben, wenn er sich, so lang ihn der liebe Gott geschaffen hatte, auf den Boden hinlegte. Und in dieser unbehaglichen Stellung, den Kopf auf die linke Hand gestützt, wie die hübsche Magdalena von Coreggio, erzählte er meisterlich von Postermöbeln und den Unnehmlichkeiten einer Chaise longue."

"Sie mögen Recht haben," sprach die Dame mit seinem Lächeln, "die Individualität allein wird wohl entscheidend sein. Uebrigens haben wir — Publikum! — uns ja auch gar nicht darum zu kümmern, wie Sie — Dichter! — arbeiten, sondern bloß darum, was Sie arbeiten. Ich habe mir nur die auffällige Erscheinung, daß eine so außerordentlich begabte und poetische Nation, wie die deutsche, in der erzählenden Dichtung, im Roman, verhältnißmäßig Geringes leistet, durch die Ihnen vorhin angedeutete falsche Ansicht zu erklären gesucht, daß Ihre Schriftsteller zu fleißig seien, und sich namentlich zu vielfeitig beschäftigten. Ich lebte in dem Wahne, daß ein Romanschriftsteller, so lange er an der Arbeit ist, nur mit seinen Romanfiguren zusammen leben müßte und alle anderen Dinge auf der Welt vergessen sollte. Ich habe mich

gewiß getäuscht," setzte sie mit einem leisen Ausflug von Ironie hinzu.

"Aber gnädige Frau, ich finde, daß Sie unsere Romanliteratur etwas sehr scharf beurtheilen; wir haben doch, wie mir scheint, sehr bedeutende Romanschriftsteller..."

"So?" versetzte die Dame etwas erstaunt. "Mein Ausdruck war vielleicht unvorsichtig, und ich will ihn in dieser Allgemeinheit nicht gelten lassen. Ich kenne ja Ihre Literatur nicht genug, um darüber zu urtheilen; ich muß Ihnen nur offen gestehen, daß die ins Französische überetzten deutschen Romane mich einigermaßen enttäuscht haben, daß ich die "Wahlverwandtschaften" von Goethe für ein zwar bedeutendes, aber keineswegs für eins der bedeutendsten Werke Goethe's halte. Und was mich namentlich dazu veranlaßt hat, diesen Punkt zu berühren, ist der Roman, der vor kurzem im "Moniteur" erschienen ist. Er heißt "Soll und Haben" und sein Verfasser Gustav Freytag. Man sagt mir, daß dieser Roman in Deutschland ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregt hat. Ich habe ihn deshalb mit großer Aufmerksamkeit gelesen und ohne Zweifel seltene schriftstellerische Eigenschaften in demselben bemerkt. Die Schilderungen sind gewiß sehr treffend,

höchsten Gesellschaftsklassen das größte Aufsehen in jüngster Zeit erregt haben? Es sind die haarsträubenden Geschichten "Madame Bovary" von Flaubert, dessen hervorragende schriftstellerische Gabe ich durchaus nicht in Abrede stelle, und die abscheuliche "Fanny" des larmoyanten, winselnden, obsejnen Feydeau mit seinen 16 Auflagen in einem Jahre: das sind die Helden des Tages in Paris. Und daß die Franzosen vor noch nicht langer Zeit einen Romanschriftsteller wie Balzac begraben haben, daß George Sand noch unter ihnen lebt, das merkt man ihnen wirklich nicht an!"

"Sie sind wohl schlecht auf unser Publikum und auf unsere Schriftsteller zu sprechen?" sagte die Dame, während wiederum ein anmuthig ironisches Lächeln ihre Lippen umspielte; "oder machen Sie zu Gunsten dieser letzteren eine Ausnahme?"

"Gewiß," bekräftigte ich. "Balzac und George Sand sind mir die liebsten Schriftsteller, die ich in den letzten Jahren kennen gelernt habe; und wenn ich von meinem langjährigen Verweilen in Frankreich auch keinen andern Gewinn hätte als den die Fähigkeit erlangt zu haben, die Romane Balzac's und der George Sand ganz zu verstehen, so würde ich schon zufrieden sein."

"Die beiden Namen, die Sie da nebeneinander nennen, werden doch aber von sehr verschiedenen Individuen getragen, die sich eigentlich über diese wiederholte Zusammenstellung wundern könnten. Gefallen Ihnen beide gleichmäßig?"

"Das kann ich nicht behaupten. Balzac ist mir weniger sympathisch, aber ich bewundere ihn ebenso. Seine Objectivität hat etwas Erfaltendes, überall dominiert der Verstand, überall zeigt sich die Schärfe. Bei der Sand wird Einem warm, da ist Empfindung, Herz, Poesie, und wenn dieses wundervolle Talent nicht den Unstimmigkeiten hätte, die höchsten Fragen der Philosophie in ihre Romane hineinzuziehen und in ihre ersten Romane überall ihren unreifen dilettantenhaften Radicalismus hineinzuschmuggeln, so würde ich ihr unstreitig den ersten Rang unter den französischen Schriftstellern anweisen. Ich kenne nichts Vollendetes, als die psychologische Entwicklung in den Heldinnen der Sand'schen Romane, nichts Poetischeres und gleichzeitig Fertigeres, als ihren wundervollen Stil, aber auch nichts Verfehrteres und Narrischeres, als ihre Socialphilosophie. Diese Philosophie ist geradezu verdreht, verschroben, verrückt."

"Oh!" unterbrach mich die Dame. "Verrückt? Das Wort ist hart."

"Ich halte es aufrecht, Madame; verdreht, verschroben, verrückt! Es hat auf mich immer einen komischen Eindruck gemacht, wenn ich sah, welche Mühe sich diese Schriftstellerin gibt, um nach langen Umwegen und unter Aufwand einer erstaunlichen Masse von Geist und Scharfsinn zu dem Ziele zu gelangen, das sie, wenn sie nur einmal irgend ein philosophisches Lehrbuch aufgeschlagen hätte, rein technisch mit einem Sprunge hätte erreichen können. Es kommt mir gerade so vor, als wenn Jemand, der nach Versailles fahren will, anstatt die Eisenbahn zu benutzen, vermittelst der kunstvollsten Vorrichtung den Lauf der Seine in den Argonnenwald leitet, dort über Schluchten Brücken baut, in Felsen Tunnel sprengt, erst das Dampfboot benutzt, dann die kühne Bahn und schließlich in den Argonnen den Luftballon nimmt, der ihn, wenn Alles gut geht, bei günstigem Winde nach Versailles bringen könnte. Und wenn sie das Kunststück fertig gebracht hat, meint sie, es war etwas Rechtes! Und ich bin fest überzeugt, daß sie sich gerade auf diese, die schwächste Seite ihres reichen Schaffens am meisten einbildet, während sie vielleicht über ihre Meisterwerke, wie "La mare aux diables", ganz geringschätzig denkt. Aber gleichviel für mich ist George Sand, mit Ausnahme ihrer ersten Jugendarbeiten, das bedeutendste schriftstellerische Talent Frankreichs, und ich kenne nichts Anmuthigeres, nichts Erfrischeres, als ihren gesunden Bauernsinnen, die sich zum Theil nur waschen, wenn es regnet, und in deren Schürzen man zwar keine Willets dort wohl aber ein Stück Brod und eine halb aufgegebene Zwiebel findet. Aber das lebt, das ist fröhlich, das ist wahr!"

"Nun, George Sand kommt ja bei Ihnen noch ziemlich gut davon. Und aus ihrer verrückten Philosophie müssen Sie ihr auch kein Verbrechen machen. Vielleicht hat ein außergewöhnliches Leben mit außergewöhnlichen Schicksalen diese Schriftstellerin auf das Ihnen so verhaßte Gebiet gedrängt und vielleicht hat sie sich auch mehr in philosophischen Lehrbüchern umgesehen, als Sie glauben. Und schließlich, ist denn die poetische Fanny nach Versailles, von der Sie sprachen, nicht reizvoller und interessanter, als die dumme Reize mit der Eisenbahn? ... Aber lassen wir das; es ist Zeit, daß ich aufbreche... Es hat mich sehr gefreut, Sie kennen gelernt zu haben, und ich hoffe recht bald das Vergnügen zu haben, Sie wiederzusehen."



Willkommen, lieblicher Sommer.

und die Charakteristik scheint auch sehr gelungen zu sein, aber in der Composition macht er auf mich den Eindruck einer sehr ungeschickten Arbeit; es ist nichts abgerundet, und ich finde, daß das Interesse der Handlung den Umfang des Romans nicht vollständig rechtfertigt. Ich urtheile vielleicht etwas einseitig — ich verstehe ja nichts von der Sache — aber ich glaube, daß, wenn der Roman in Frankreich erschienen, er sicherlich ganz unbeachtet vorüber gegangen wäre und höchstens in den rein literarischen Kreisen die Anerkennung einer ersten, guten schriftstellerischen Arbeit gefunden hätte."

"Ich weiß nicht," entgegnete ich, "ob Sie damit Ihrem Lande ein Compliment machen, und ich weiß nicht, ob der stille Erfolg der Berufsleute unter allen Umständen dem Beifallsgeheul der Masse vorzuziehen ist. Wenn man sieht, was jetzt in Frankreich Effect macht, auch in Romanen, so wird es Einem doch ganz unheimlich zu Muthe. Die entarteten Nachbeter von Eugen Sue, und diejenigen, die durch eine lascive, widerwärtige Phantastie und eine unflätige Darstellung sich hervor thun, die Féval, der noch zu den besten gehört, die Ponson du Terrail, die Xavier de Montépin — sie beherrschen den Markt, sie füllen die Feuilletons der meistverbreiteten Blätter, ihre Romane werden von der Menge verschlungen. Und welches sind die Romane, die auch in den

Sie stand auf. Es war inzwischen vier Uhr Nachmittags geworden, und die untergehende röthliche Decembersonne umgoh die schöne Frau mit goldenem Schimmer. Sie war in diesem Augenblicke wirklich schön. Sie reichte Dolland die Hand, nicht mir nochmals freundlich zu und ging.

„Wer ist denn diese interessante Frau?“ fragte ich Dolland, sobald wir allein waren.

„Frau George Sand,“ versetzte er trocken.

„Was?“ rief ich entsetzt.

„Frau George Sand,“ wiederholte er ruhig. „Ich habe herzlich über Sie gelacht, als Sie als Fachmann ihre laienhafte

### Mirabeau's treueste Freundin.

I.

Pique-Vier.

Es war im Hochsommer des Jahres 1785. Paris hatte sich über einige unerhörte Scandale, deren Folgen welterschütternd werden sollten, königlich amüfirt und war leichtsinniger denn je. Der große Wundermann Cagliostro hatte kurz vorher mit seinem Geistesputz in den höchsten Kreisen der Gesellschaft sein Unwesen

verliebten Cardinals für die Königin Marie Antoinette gefannt, darauf den Plan, ihn in großartiger Weise zu pressen, gebaut, ihn zu dem Ankauf des prachtvollen Halsbandes, angeblich für die Königin, bewogen und ihm schließlich in der Dämmerstunde ein Rendezvous mit der Uliva, welche der Königin einigermassen ähnlich sah, verschafft hatte, war mit dem Strick um den Hals auf offnem Markte ausgepeitscht und gebrandmarkt worden und saß in der Salpêtrière. Die Lâsterer züchtelten sich im Geheimen zu: „Etwas Wahres wird doch an der Sache sein; wer weiß, ob Marie Antoinette so unschuldig ist, wie das Gericht schließlich festgestellt hat.“ Beaumarchais hatte einige Monate vorher in



Mirabeau's treueste Freundin. Originalzeichnung von P. Körte in München.

Anschauung über Schriftstellerei berichtigten und noch mehr über Ihre philosophische Ueberlegenheit.“

„Doctor,“ sagte ich ganz ängstlich mit gedämpfter Stimme, „habe ich nicht das Wort „verrückt“ verschiedentliche Male gebraucht?“

„Höchstens dreimal,“ entgegnete Dolland gutmüthig lächelnd. „Bernutzen Sie sich, es hat gar nichts auf sich.“

Eine goldene Regel habe ich aus diesem Zusammentreffen für mein späteres Leben heimgenommen: Sprich nie über irgend Jemand mit Jemand, der Dir nicht vorgestellt ist.

Paul Lindau.

getrieben und war Monate lang der Löwe des Tages gewesen. Die Damen trugen Fächer à la Cagliostro, ihre Ringe und Schleifen führten den Namen des interessanten Zauberers, der durch seine geheimnißvolle Kunst, seine interessante Erscheinung, namentlich durch das große, ausdrucksvolle Auge mit dem eindringlichen Blick die Bewunderung der in leichter Lebensanschauung herangewachsenen Frauenwelt und das Mißtrauen der vorsichtigen Brüder und Gatten in hohem Grade erregte. Der Erzbischof von Straßburg, Cardinal Rohan, war wegen der geheimnißvollen Halsbandgeschichte verhaftet worden, die Gräfin Lamotte, die verwegene Abenteurerin, welche die Leidenschaft des

„Figaros Hochzeit“ den größten Erfolg gefeiert, der je einem Dramatiker bechieden war. Das ganze Publikum erblickte in dem vermessenen „Barbier von Sevilla“, der es sich heraus nahm, vor seinem Herrn und Meister, dem hochgeborenen Grafen von Almaviva, von „Menschenwürde“ zu sprechen und das Princip der „Gleichheit aller Stände“ mit unerbittlicher Logik und köstlichen Witten zu entwickeln, den muthigen Vertreter des Bürgerstandes, welcher den Kampf gegen die privilegierten Stände des Adels und der Geistlichkeit begonnen und die vermessene Forderung: „gleiches Recht für Alle“, aufzustellen gewagt hatte.

Zust zu derselben Zeit war auch ein seltsamer Mensch aus

London in sein Vaterland Frankreich zurückgekehrt und hatte einstweilen in Paris seinen Aufenthalt genommen. Er war einer der wunderbarsten Menschen, die je gelebt haben, ein Genie vom Scheitel bis zur Sohle. Er hatte ein abenteuerliches Leben hinter sich, ein Leben reich an edlem Schaffen, an unverdrossener und wirksamer Arbeit für die höchsten Ideale der Menschheit, nicht minder reich an den wüthendsten Ausschweifungen des Lasters und den niedrigsten Handlangerdiensten. Er ist freilich erst sechsunddreißig Jahre alt, aber er hat in diesen sechsunddreißig Jahren das Leben von sechsunddreißig Menschen gelebt. Er war Soldat, verheirathet, geschieden; er hatte einem alten Marquis die Frau entführt, er war dafür zum Tode verurtheilt und sein Bildniß war verbrannt worden; er hatte schon die Bekanntschaft mit vier verschiedenen Gefängnissen gemacht und in dem einen, dem festen Schloß von Vincennes, im größten Elende mit zerrissenen Lumpen am Leibe, unter Hunger und Durst zweiundvierzig lange Monate zugebracht; er hatte vor dem Parlamente in Aix in einer Weise plaidirt, daß das Publikum, welches nicht in den Saal dringen konnte, sich auf den Dächern der anliegenden Häuser sammelte und bei der Stimmenflut dieses Menschen athemlos die Wirkung seiner wunderbaren Beredsamkeit auf sich spürte; er hatte über die schwierigsten Fragen des Staatsrechts Werke geschrieben, welche wegen der Kühnheit der Rede und die Meisterhaft der Darstellung ein ungläubliches Aufsehen erregten; er hatte über die Verhaftsbefehle und Staatsgefängnisse ein Werk veröffentlicht, in welchem jeder Satz wie ein wichtiger Keulenschlag gegen die despotischen Einrichtungen des gealterten Frankreichs wirkte; er hatte außerdem gelegentlich über Pariser Wasserwerke eine Abhandlung in Druck gegeben, welche das Erstaunen der Fachmänner hervorrief; er hatte endlich, vielleicht weil ihn hungerte und weil diese Waare auch schon damals am besten bezahlt wurde, eine Reihe obscöner Romane gedichtet, die wegen ihrer ungläublichen Reinheit und des formvollendeten Stils wie Alles, was dieser Mensch schrieb, die tobendste Bewunderung und ebenso geräuschvolle Widerfacher gefunden hatten. „Jedes Buch,“ sagt Carlyle von ihm, „ist einem lärmgebenden Beschauer vergleichbar, so gewaltig, plötzlich und voller Rauch. Die Feuerpanne, der Bindstoff, das Pech, waren sein eigen, aber die Lumpen, das alte Holz und den ganzen namenlosen Plunder hatte er von allen möglichen Trödlern und Hülfern entlehnt.“ Er selbst ist eine dunkelglühende Feuermaße, die man nicht hätte dämpfen und ersticken können, ohne ganz Frankreich mit Rauch zu erfüllen.

Man nannte diesen seltsamen Menschen Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau. Erst seit wenigen Monaten hat er seinen Aufenthalt wieder am Strande der Seine genommen und schon spricht man in allen Kreisen der Gesellschaft von nichts Anderem als von den leichtsinnigen Streichen und genialen Werken dieses Menschen. Er hat wenig Freunde — seine Genialität hat etwas Erschreckendes für die Meisten; seltsamer Weise steht er, obgleich er äußerlich nichts weniger besitzt, als ein einnehmendes Wesen, bei den zarten Damen in höherer Gunst, und alle Welt bewundert ihn.

Man sah ihn häufig in den eleganten Gemächern der liebenswürdigen Schauspielerin Julie Carreau, die später Talma's Gemahlin werden sollte. Ihre kleine aber reizend gemüthliche Wohnung in der Rue Chantierine war überhaupt der Sammelplatz aller bedeutenden Männer und Frauen der Zeit. Der geistvollen Julie las der immer kampfbereite, bewegliche Beaumarchais die besten Scenen aus „Figaros Hochzeit“ vor, ehe das Stück noch vollendet war; ihr zeigte der junge Maler David, der die ganze Kunststrichtung seiner Zeit bestimmen sollte, seine ersten Skizzen im antiken Stil; vor ihr declamirte Talma, ihr späterer Gatte, der dieselbe Revolution, die David in der Malerei hervorgerufen hatte, in der dramatischen Darstellungskunst durchzuführen sollte, die Verse der klassischen Tragödien, und mit ihr plauderte in anmuthigster Weise über tausend Kleinigkeiten Mirabeau.

Vor Kurzem hatte in diesen ausgewählten Kreis eine junge Holländerin Aufnahme gefunden, welche durch die reizende Anmuth ihrer Erscheinung und ihres Geistes aller Blicke auf sich lenkte. Ihr Vater war ein berühmter Politiker und Dichter. Unno Zvier van Haren wird noch heute wegen seines nationalen Epos, „die Gueusen“ den hervorragendsten Schriftstellern, welche die Niederlande im achtzehnten Jahrhundert aufzuweisen hatten, beigeführt. Henriette war eine Tochter dieses Dichters und sein Liebling. Er gab dem Kinde eine vortreffliche Erziehung. Unglücklicher Weise starb er zu früh, um dieselbe vollenden zu können. Mit vierzehn Jahren war Henriette Waise. Der Vater hinterließ ihr ein bescheidenes Vermögen, welches zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes ungefähr genügte. Henriette, welche den Namen Haren nach dem Gesetze nicht tragen durfte, wollte wenigstens das Andenken an denselben treulich bewahren, und aus den Buchstaben H A R E N bildete sie das Anagramm Nehra. Unter diesem Namen trat sie nach dem Tode ihres Vaters in ein Kloster, welches sie mit neunzehn Jahren, nachdem sie etwas Nützliches gelernt hatte, verließ, und unter diesem Namen trat sie denn auch im Jahre 1784 in die Pariser Welt ein. Durch einen Zufall war Henriette mit Julie Carreau bekannt geworden, und die beiden geistvollen und schönen jungen Mädchen wurden bald intime Freundinnen. Henriette hatte auch außer Julien keinen Menschen auf der Welt, welcher wahres Interesse an ihr nahm; sie stand vereinsamt in der großen, gefährlichen Stadt, zu einer Zeit, in welcher sittlicher Ernst verachtet und Frauentugend wie ein Ammenmärchen behöftelt wurde. Julie allein war es, vor der sie ihr Herz ausschütten und bei der sie sich Rath holen konnte; denn Julie war erfahrener und auch etwas älter.

Henriette hatte keinen Geschmack an den geräuschvollen Empfangsfinden, in welchen in Juliens Salon die Tagesgeschichten bekräftigt wurden, in welchen witzige Schlagworte hin und wieder flogen, die Geistesfunken sprühten, die Damen lacherten und die Herren lachten. Sie vermied diese lustige, ausgelassene Gesellschaft soviel als möglich und zog es vor, ihre Freundin allein aufzusuchen, um mit ihr allein verkehren zu können. Unglücklicherweise wurden auch diese wenigen Stunden nur zu häufig durch lästige Besuche gestört.

Als Henriette eines Nachmittags unerwartet und unangemeldet das kleine Boudoir der Rue Chantierine betrat, fand sie ihre Freundin sichtlich bestürzt über ihre überraschende Ankunft. Julie erhobte und suchte mit häftiger Verlegenheit etwas in den Falten ihres Kleides zu verstecken.

„Ich komme wohl zu ungelegener Stunde?“ fragte Fräulein de Nehra.

„Niemals, mein Herz,“ entgegnete Julie, die sich schnell gefaßt und von ihrem Sitze erhoben hatte, indem sie ihr die beiden Hände zum Willkommen entgegenstreckte.

Henriette sah ihre Freundin lächelnd und prüfend an, hob

die Hand auf, drohte scherzhaft mit dem Zeigefinger und sagte: „Julie, Julie, Du bist zum ersten Male in Deinem Leben nicht aufrichtig. Du hast Etwas versteckt, ich habe es gesehen. Und befehl Dich nur im Spiegel, wie roth Du geworden bist! Du kannst mich ja nicht einmal ansehen. Weißt Du was, liebes Kind, ich trete den Rückweg an und komme ein andermal wieder; und wenn Du dann Lust und Stimmung hast, so erzählst Du mir, was Dich heute in Verlegenheit gebracht hat, wenn nicht, nun so verschweigst Du es. Leb wohl.“

„Aber ich bitte Dich, Henriette, Du mißverstehst mich, Du störst mich durchaus nicht, im Gegentheil! Ich freue mich herzlich, Dich zu sehen. Ich habe allerdings Etwas versteckt, weil ich — nun ich muß mit der Sprache heraus — weil ich mich schämte, dabei ertappt zu werden. Aber setze Dich, ich wills Dir erzählen. Es ist schließlich gar nicht recht, sich seiner Dummheiten zu schämen; denn wenn vernünftige Menschen, wie wir, nicht das Recht haben sollen, von Zeit zu Zeit eine Dummheit zu begehen, was sollen dann die armen Menschen anfangen, die dieses Handwerk berufsmäßig betreiben?“

Während sich die beiden Freundinnen setzten, fuhr Julie fort: „Cagliostro ist an Allem schuld. Seitdem der Mensch hier in Paris in Gesellschaft seiner Geister gewesen ist und vor unsern Augen das Buch der Zukunft eröffnet hat, seitdem kommt man ja mit seinem gewöhnlichen Menschenverstande und den natürlichen Erscheinungen nicht mehr aus. Heute wurden wieder die wunderbarsten Geschichten bei mir erzählt, die Cagliostro vor einigen Monaten vollführt haben sollte. Der kleine Marquis d'Oziers — Du hast ihn wohl bei mir gesehen? — erzählte mit der größten Wichtigkeit und der ernsthaftesten Miene von der Welt, daß Cagliostro vor Jahr und Tag seiner alten Tante — ich meine die Tante des Marquis — ein ganz unwahrscheinliches Ereigniß vorhergesagt habe, und dies habe sich denn auch mit allen Einzelheiten zur festgesetzten Zeit ganz genau so zugetragen, wie es Cagliostro gesagt hatte. Nun kam das Gespräch auf das Wahrsagen aus der Karte im Allgemeinen; Jeder erzählte etwas; der kleine d'Oziers veranlaßte mich sogar, ein Spiel Karten holen zu lassen und weichte uns Alle in die geheimnißvolle Bedeutung der einzelnen Blätter ein. Er scheint Privatfreund bei Cagliostro genommen zu haben; denn er wußte sehr genau Bescheid: Coeur-Ais bedeutet Glück in der Liebe, Pique-Bier Unbeständigkeit des Geliebten, Treffle-Zwei heißt glänzende Zukunft, Coeur-Bube ist der Geliebte selbst, und die Karten, welche um ihn liegen, verkünden mit unfehlbarer Sicherheit, was wir von ihm zu erwarten haben. d'Oziers wußte, wie gesagt, das ganz genau, und ich war kindisch genug, mich für seine Unterhaltungsstunden zu interessieren und ihn zu bitten, mir die Bedeutung der wichtigsten Karten sogar aufzuschreiben. Er war natürlich entzückt von meiner Guld, zog sich in ein Nebenzimmer zurück und überreichte mir eine halbe Stunde darauf dieses säuberliche Blatt.“ Julie nahm aus der Tasche einen zerknitterten Briefbogen und reichte ihn ihrer Freundin. „Du überraschest mich, als ich mich in das Studium der Weisheit Cagliostros vertieft hatte, und deshalb war ich verwirrt. So! Nun habe ich gebeichtet, nun lache mich aus!“

Henriette hatte das Blatt genommen und mit einem Blicke durchgesehen. Offenbar hatte Julie gut memorirt; denn die ersten geschriebenen Worte waren „Coeur-Bube = der Geliebte,“ „Treffle-Zwei = glänzende Zukunft“, „Coeur-Ais = Glück in der Liebe“, „Pique-Bier = Unbeständigkeit des Geliebten.“

„Es ging wohl wieder lustig bei Dir zu?“ fragte Henriette lächelnd. „War viel Besuch da?“

„Allerhand Leute, lebenswürdig und unliebenswürdig,“ gab Julie zur Antwort. „Madame Lejay schenkte mir heute die Ehre ihrer Visite. Ich kann sie nicht ausstehen, diese Person! Ihr zudringliches Wesen, ihr anspruchsvoller Luxus, ihre schlechten Manieren mißfallen mir in ungläublicher Weise, und ich begreife nicht, wie diese Dame eine Rolle spielen kann. Aber überall ist sie wohl gelitten, und ich konnte ihr auch die Thür nicht weisen, als sie mir heute von David vorgestellt wurde. Man erzählt sich übrigens, daß sie alles Mögliche thut, um Mirabeau, der bei ihrem Manne ein Journal herausgibt, in ihre Intimität zu ziehen.“

„Das neueste Abenteuer,“ spottete Fräulein de Nehra. „Es ist doch ein eigenthümlicher Zufall, daß ich Madame Lejay, von der alle Welt spricht, und Mirabeau, den alle Welt kennt, noch nie gesehen habe.“

„Es ist Dein Fehler,“ versetzte Julie. „Mirabeau besucht mich allwöchentlich drei-, viermal, und wenn Du nur einmal mir die lästige Arbeit, allen Leuten, die sich hier, ich weiß nicht weshalb, zusammenfinden, etwas Verbindliches zu sagen, zur Hälfte abnehmen wollest, wenn Du nur einmal zu den gewöhnlichen Empfangsfinden Dich in die Rue de Chantierine bemühest, so würdest Du Mirabeau, der wirklich ein Mensch ist, den man kennen muß, bei mir bewundern können.“

Kaum hatte Julie diesen Satz vollendet, so trat ihre Hofe Ninon ein mit der Meldung, daß Graf Mirabeau im Wohnzimmer sei und um die Erlaubniß bitte, Fräulein Carreau zu sprechen.

„Der Wolf in der Fabel,“ sagte Julie zu Fräulein de Nehra. „Sehr willkommen, Ninon,“ setzte sie hinzu.

Ninon verschwand und einige Augenblicke darauf betrat Mirabeau das Zimmer. Schon an der Thür machte er eine tiefe Verbeugung vor Fräulein de Nehra. Er näherte sich den Damen und reichte vertraulich Fräulein Carreau die Hand.

„Herr Graf Mirabeau,“ stellte Julie vor, „Fräulein Henriette de Nehra, meine liebste Freundin, von der ich Ihnen schon so oft gesprochen habe.“

Mirabeau verneigte sich wiederum sehr verbindlich und rückte einen Sessel heran. Fräulein Nehra machte die Augen groß auf, ihr Athem verging fast, es ergriß sie ein geheimes Grauen beim Anblick dieses Menschen. Sie hatte viel von seiner Häßlichkeit gehört, aber so hatte sie sich den Abenteuerer doch nicht vorgestellt. Die vierstichtige, athletenhafte Figur mit dem plumpen, schwerfälligen Bewegungen, der zu große Kopf auf dem zu kurzen Hals, das fleischige, blutrothe, von den Blattern zerfressene, schrammige Gesicht, die scharf geschnittene Aderlase, die sinnlich geschwungenen Lippen, und das unheimlich lodernde, wilde, tiefgeschwarte Auge — diese ganze abschreckende Erscheinung machte das junge Mädchen gerabezu sprachlos vor Entsetzen.

Mirabeau, der einen flüchtigen, blitzenden Seitenblick auf das graziose Mädchen geworfen, schien sich über den Eindruck,

den er hervorgebracht hatte, keinen Täuschungen hinzugeben. Er hatte Miße, ein spöttisches Lächeln zu verbergen. Er schien daran gewöhnt zu sein, zunächst Schaudern zu erregen.

„Und was führt Sie zu so ungewohnter Stunde her, lieber Graf?“ fragte Julie.

„Ja, meine theuerste Freundin, was mich herführt! Es ist sehr leicht und auch sehr schwer gesagt. Ich wollte eigentlich Abschied von Ihnen nehmen; denn ich bin wiederum einmal genöthigt worden, Paris recht schnell zu verlassen und dann, und dann... er jah nach der Uhr. „Ich habe eigentlich gar keine Zeit, und ich müßte mein Anliegen gleich vorbringen. Aber jetzt?“ er sah Fräulein de Nehra lächelnd an, „jetzt gehts wirklich nicht. Ihre Freundin würde eine gar zu schlechte Meinung von mir empfangen.“

„Soll ich mich entfernern?“ fragte Fräulein de Nehra ihre Freundin, ohne Mirabeau anzusehen.

„Oh, mein Fräulein, ich würde der Trostloseste aller Sterblichen sein, wenn ich Sie von hier verjagte, und um den Preis noch einige Augenblicke des Glücks Ihrer Gesellschaft genießen zu können, würde ich mich ohne Zaudern zu der demüthigenden Erklärung verstehen, die ich Fräulein Julie zu geben habe. Nun wenn ich mir überlege,“ fuhr er in leichtem Tone fort, „so fürchte ich auch nicht ein, weshalb ich nicht frei sprechen sollte; ich fürchte nicht, daß ich durch meine Worte den Eindruck, den ich auf Sie gemacht habe, noch verschlimmern könnte. Wenn Sie mich recht ist, Fräulein Julie, sprechen wir von Geschäften.“

„Von Geschäften?“ wiederholte Julie ganz erstaunt.

„Von eigenthümlichen Geschäften, Verehrteste! Ich müßte Paris verlassen, es wird Sie nicht sonderlich interessieren, weshalb ich habe immer das Unglück, mit den Behörden in Collision zu gerathen. Ich gehe nach Holland und von dort — Gott weiß wohin. Ich habe hier bei meinen verschiedenen Verlegern noch bedeutende Summen ausstehen, die ich in der nothgedrungenen Eile nicht mehr aufstreifen kann. Ich bin wie gewöhnlich knapp an Geld. Kein Mensch, der mich kennt, borgt mir, und Leute, die mich nicht kennen, borgen mir auch nicht; und da bin ich denn auch Verzweiflung, die erfinderisch macht, auf den Gedanken gerathen von Ihnen, meine Verehrteste, mir eine kleine Summe vorzuschließen zu lassen, die ich Ihnen natürlich, sobald ich das Geld von meinen Verlegern erhalten, mit tausend Dank zurückerstatte werde.“

Fräulein de Nehra war über diese Offenheit sichtlich erstaunt. Sie schüttelte langsam den Kopf und wußte nicht, ob der wunderbare Mann da im Ernste sprach oder scherzte. Julie schien ihn besser zu kennen.

„Wie viel gebrauchen Sie denn, mein lieber Herr Graf?“ sagte Julie im freundlichsten Ton.

„Ich denke ungefähr 150 Louis, um wenigstens hier fortzukommen.“

„Nun sehen Sie, wie unglücklich es sich trifft! Erstens habe ich das Geld nicht, und wenn ich es hätte, würde ich es Ihnen auch wahrscheinlich nicht geben.“

„Das ist ja sehr artig, liebe Freundin. Und weshalb würden Sie es mir nicht leihen? Ich gebe Ihnen einen Wechsel.“

„Nun, lieber Graf, da wir uns denn jedenfalls am Verfalltage zanken würden, zanke ich mich lieber gleich mit Ihnen und profitire dabei wenigstens 150 Louis.“

„Das kann ich Ihnen wieder nicht verdenken,“ erwiderte Mirabeau. „Aber unangenehm ist die Sache trotzdem; denn ich muß in der That fort, und die Stunden verfliegen. Mein Aufgebotsbefehl tritt morgen früh in Kraft, und ich bin mit allen Leuten, die ich ungefähr kenne, so ziemlich fertig. Nun über Nacht kommt vielleicht noch Rath, und wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, so gestatten Sie mir wohl, daß ich mit Ihnen Thee trinke.“

„Sie entzücken uns,“ sagte Fräulein Juliette, „aber — mißverstehen Sie mich nicht, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, daß Sie vor fünf Minuten es außerordentlich eilig hatten. Es freut mich herzlich, lieber Graf, — Sie wissen, ich mache keine Complimente — wenn Sie den Thee mit uns trinken, und ich bin nicht eingebildet genug, um zu glauben, daß ich die Anziehungskraft besitze und die Gabe, Sie hier zu fesseln.“

Fräulein Nehra sah noch immer sehr ernst darenin und sprach kein Wort.

„Vorhin hatte ich es allerdings eilig. Wenn ich nämlich das Geld bekommen hätte, so hätte ich den Rest des Tages dazu verwenden müssen, meine kleinen Angelegenheiten zu reguliren; doch das Geld aber nicht habe, bin ich dieser Arbeit enthoben und habe jetzt Zeit. Also ich bleibe, wenn es Ihnen recht ist. Wollen Sie sprechen denn übrigens die Damen? Von Cagliostro?“

„Wirklich errathen?“ versetzte Julie lächelnd.

„Das Räthsel war nicht schwer, man spricht ja von nichts Anderm. Haben Sie sich vielleicht die Karten gelegt?“

„Ich bereitete mich gerade darauf vor, als ich von meiner Freundin Henriette überrascht wurde. Der kleine d'Oziers ist daran schuld mit seinen närrischen Geschichten. Er hat uns heute die wunderbarlichsten Dinge von Cagliostros prophetischer Begabung, und der Unrührlichkeit der Karten erzählt, und das hat mich an den Gedanken gebracht, von den Karten Aufschluß über Dinge zu begehren, die kein Mensch wissen kann.“

„Und Sie, mein Fräulein, was halten Sie von der Wunderkraft dieser harmlosen bedruckten Cartons?“ fragte Mirabeau Fräulein de Nehra.

„Gar nichts, Herr Graf,“ erwiderte sie ohne den Blick zu erheben.

„Gar nichts ist etwas wenig. Sie werden sehen, daß mir die Karten stets die Wahrheit sagen.“

„Das Experiment können wir gleich machen, dort liegen sie auf dem Tisch. Es sind dieselben, aus denen mir d'Oziers eine herrliche Zukunft und alles Glück auf Erden prophezeit hat.“ Mirabeau hatte das Spiel vom Tische genommen und es Julien gegeben.

„Nun, so erproben Sie die Seherkraft der Karten auch an mir.“

Julie nahm das Spiel, mischte es und ließ Mirabeau eine Karte ziehen.

„Pique-Bier,“ sagte er.

Julie lachte hell auf. „Das ist wirklich gut getroffen.“

„So, so. Und was bedeutet es?“ fragte der Graf.

„Unbeständigkeit,“ versetzte Fräulein de Nehra sehr ruhig.

„Dann haben Sie doch Recht, mein Fräulein, die Karten sind Vaguer, sie sind in der That gar nichts werth! Aber gleichviel, versuchen Sie einmal Ihr Glück, vielleicht gelingt's Ihnen besser.“

„Ich liebe solche Spiele nicht,“ versetzte Fräulein de Mehra, „ich habe noch nie eine Karte in die Hand genommen und glaube nicht, daß es mir jemals passieren wird.“

Mirabeau legte die Karten wieder auf den Tisch. Inzwischen war der Thee aufgetragen und Mirabeau begann nun von allen möglichen Ereignissen in geistprühender Weise zu erzählen. Die Damen lachten bald laut auf, bald hielten sie den Athem an, um ihm zuzuhören. Fräulein de Mehra begriff, daß man bei den Geistesgaben dieses außergewöhnlichen Menschen und der zwingenden Gewalt seiner Rede sein abstoßendes Neuzere schnell vergessen konnte. Ja, als sie ihn genauer betrachtete, entdeckte sie sogar in dieser frappanten Häßlichkeit verborgene Schönheiten: die Lippen bildeten eine wundervolle Linie, das Auge hatte nicht nur den wilden Ausdruck des Wüstlings, der sie zuerst gerabezu mit Abscheu erfüllt hatte, es sprühte aus denselben auch das Feuer des Genies und es war bei aller Wildheit doch ein gutmüthiges Auge. Sie konnte seinen Blick ertragen und sie ertrug ihn sogar gern. Am liebsten blickte sie aber auf sein Lächeln. Dieses Lächeln fand sie ohne irgendwelche Einschränkung geradezu bewundernd. Sie hörte ihm aufmerksam zu und sie sagte sich: Was dieser Mann da sagt, das fühlst Du und denkst Du auch und Du würdest es gerade so sagen, wenn Du die Gabe hättest, Dich so auszudrücken, wie er.

Und er schien zu errathen, daß seine aufmerksame Zuhörerin das Talent besaß, zu hören und zu verstehen, wenn ihr auch die Fähigkeit zu sprechen vielleicht versagt war. Mit begeistertsten Worten, mit dem Ausdruck der tiefsten Entrüstung sprach er über die entsetzliche Finanzwirthschaft des Staates, über die leichtsinnigen Schulden. Und als Fräulein de Mehra ihn, während er dies Thema besprach, mit ihren großen lieben Mädchenaugen unerschütterlich ansah, rief er aus: „Ich errathe Ihre Gedanken. Ja, es ist ein eigenthümliches Verhängniß, daß mir das Wohl und Wehe des Staates mehr am Herzen liegt, als mein eigenes. Es ist mir ein entsetzlicher Schmerz, zu sehen, wie durch falsche Wirthschaft die allgemeine Finanzlage des Staates von Tag zu Tag bedrohlicher wird, wie sie — es läßt sich das mathematisch feststellen — in kurzer Zeit ein unheilbarer Schaden sein muß. Und dabei vergehe ich allerdings, daß ich meine 150 Louis noch immer nicht habe. Und welche Leute werden berufen, um dem großen Schaden abzuwehren? Leute, die Titel und Protection, aber nicht einen Deut Verstand besitzen; und die Zeiten sind doch vorüber! Es ist die Zeit gekommen, da man die Menschen nicht mehr beurtheilen soll nach ihrem Stande, sondern nach dem schäzigen, was sie in diesem kleinen Raum zwischen den beiden Augenbrauen tragen.“

Eigenthümlich! Immer mehr und mehr verschwand der unheimliche Eindruck, den Mirabeau auf das zarte junge Mädchen gemacht hatte. Und als er hörte, daß sie die Tochter seines Freundes von Haren sei, zu welchem er während seines ersten Aufenthaltes in Holland in den allerinnigsten Beziehungen gestanden hatte, als er da mit der glühenden Wärme eines treuen Freundes von dem Verstorbenen sprach und die Tochter desselben an tausend Kleinigkeiten erinnerte, die ihrem Gedächtniß fast entchwunden waren, da empfand Henriette für den edeln, hochherzigen Mann, der ihren Vater so verstanden und so geliebt, ein Gefühl der Dankbarkeit, beinahe der Freundschaft, in das sich die Bewunderung des außerordentlichen Menschen mischte. Als Mirabeau aufstand, reichte sie ihm zuerst die Hand und sagte: „Herr Graf, wenn ich vorher ungezogen war, so nehmen Sie mir's nicht übel; ich kannte Sie ja noch nicht.“

Mirabeau brachte ihre Hand an seine Lippen und verabschiedete sich von Julien mit den Worten: „Ich habe zwar bei Ihnen nicht gefunden, was ich zu finden hoffte, aber mehr als das! Adieu, meine Damen, und hoffentlich: Auf Wiedersehen.“

Die beiden Freundinnen sprachen noch lange über den wunderbaren Mann. Henriette konnte sich des gewaltigen Eindrucks, den Mirabeau auf sie gemacht hatte, nicht erwehren und dachte an nichts Anderes, als an ihn.

\* \* \*

Als Fräulein de Mehra zu Hause ankam, überreichte ihr ihr Kammermädchen ein kleines Packet, welches vor Kurzem ein starker, sehr häßlicher Herr mit stechenden schwarzen Augen abgegeben habe. Sie war nicht wenig überrascht, als sie in dem Packet ein Spiel Karten und einen kleinen Zettel von der Hand Mirabeau's fand. Der Zettel lautete:

„Mein anmuthiges Fräulein!

Den ersten Wunsch, den ich an Sie stellte, haben Sie nicht erfüllt: Sie wollten trotz meiner Bitten die Karten nicht um Rath fragen, Sie sagten sogar entschieden, daß Sie niemals Karten berühren würden. Ich möchte Sie wenigstens in Verjuchung führen; und deshalb schicke ich Ihnen diese Karten, damit Sie sich zum Mindesten über mich ärgern. Da ich nicht die Macht besitze, Sie zu zwingen, in freundschaftlicher Weise meiner zu gedenken, möchte ich wenigstens die Genugthuung haben, daß Sie sich, wenn auch wider Willen und wenn auch in nicht freundschaftlicher Weise von Zeit zu Zeit meiner erinnern. Und diesen tröstlichen Gedanken will ich mit auf die Reise nehmen. Leben Sie wohl und hoffentlich auf baldiges Wiedersehen in Paris. Sie werden mir dann sagen, ob Sie die Karten angerührt haben oder nicht.

Ihr

aufrichtiger Diener  
Mirabeau.“

„Ein seltsamer Mensch,“ sagte Fräulein de Mehra kopfschüttelnd. „So große Gedanken und solche Kindereien! Wie mag es in dem Kopfe und wie erst in dem Herzen aussehen?“ Und während sie so sprach, setzte sie sich auf den Sessel, der am Kamintisch stand, und griff mechanisch nach den Karten.

„Es ist freilich dummes Zeug,“ fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort, „aber wenn ein Mirabeau Kindereien begeht, warum sollte ein einfältiges Mädchen wie ich nicht auch einmal eine solche sich zu Schulden kommen lassen? Ich will doch einmal sehen, was diese weisen Karten von dem Herrn Grafen Mirabeau, der meinethalben jetzt einmal Coeur-Bube sein mag, zu erzählen wissen.“

Und sie legte den Coeur-Buben auf den Schoß und zog eine Karte. „Trefle-Zwei, eine glänzende Zukunft; Pique-Vier, Unbeständigkeit! Das ist richtig, ganz auffällig richtig! Und hier Coeur-Az, Glück in der Liebe, und — was ist das? Noch eine Pique-Vier? Doppelte Unbeständigkeit!! Das sind wirklich

Wunderkarten! Niemals ist ein verständigeres Versehen gemacht worden. Ja, ja, doppelte Unbeständigkeit! Vor dem gefährlichen Grafen will ich mich doch in Acht nehmen, es ist besser für die Ruhe meiner Seele!“

Heinrich Horst.

### Die Galanterie im Recht.

Du kennst doch die heilige Themis, verehrte Leserin? Sie hat zugebundene Augen, aber sehr gute Ohren und, wie die bösen Menschen behaupten, einen etwas großen Mund. Du kennst wohl auch ihre Jünger? Eine unangenehme Sorte und wenn ich nicht selbst zu ihnen gehörte, könnte ich sie nicht leiden. Die Augenbinde ist ihnen heruntergerutscht und sitzt jetzt ums Herz herum, aber der große Mund ist ihnen geblieben.

Die Philologen und andere gelehrte Leute haben viel triftige Gründe dafür aufgefunden, weshalb man die Gerechtigkeit durch ein Weib versinnbildlichte. Es geht aber eine so eigenthümliche Malice, die sich anscheinend in einer gewissen Galanterie gegen das weibliche Geschlecht äußert, durch das ganze Rechtsgebiet, daß man schon deshalb die Gerechtigkeit durch ein Weib darstellen mußte. Einer solchen lebenswürdigen Tücke wäre ein Mann nicht fähig gewesen. Wir Männer sind grob, manchmal heuchlerisch, ja sogar hinterlistig; aber immer dabei — etwas täppisch. Ein Mann hätte es nicht fertig gebracht, den Frauen mit unschuldiger Miene besondere Privilegien und Vorrechte einzuräumen, so daß erst nach Jahrhunderten die geheime Chicane, die versteckten Nadelstiche aufgedeckt werden konnten, die mit diesen Vorrechten den Frauen beigebracht wurden. Kannst Du Nadelstiche vertragen? Wenn nicht, oder wenn Du etwa zu den Emancipirten gehörst, die ich besonders liebe, so leg mir gleich das Blatt weg.

Die Bürgschaft von Schiller kennst Du natürlich. Für Moeros, der den Dolch im Gewande zum Tyrannen schlich, verbürgt sich ein vertrauensvoller Gastfreund; also Mann für Mann. Heut zu Tage ginge das zwar nicht mehr, denn es ist uns durchaus nicht gleichgiltig, wen wir von Rechtswegen ums Leben bringen, — aber gelebt, es ginge noch, könnte sich nicht auch ein Weib für ein Weib verbürgen? Nein, meine Verehrteste, das ginge durchaus nicht! Die heilige Themis hat den Frauen ein Privilegium gegeben, nach welchem keine Frau aus einer Bürgschaft verhaftet sein soll, es wäre denn, daß sie diese unter besonders erschwerenden Formen, mit denen ich Dich nicht weiter langweilen will, übernommen hätte. Während also der Mann aus seiner bloßen Erklärung, für einen Andern einzustehen zu wollen, in Anspruch genommen wird, wenn dieser Andere nicht pünktlich seinen Verpflichtungen nachkommt, kann die Frau, wenn sie gleich diese Erklärung noch so wohlüberlegt abgegeben hat, niemals in Anspruch genommen werden. Ist das nicht ein hübsches Privilegium?

Wir wollen uns erst einmal das Motiv dieser Bärtlichkeit ansehen. Die heilige Themis, ein Weib, thut so, als ob es pure Galanterie gegen ihres Gleichen wäre, etwa wie im Mittelalter die Juristen den Satz durchbrachten, ein Doctor juris und ein Geistlicher dürfe nicht gefoltert werden. Aber ihre Schüler, die Männer, haben das Geheimniß ausgeplaudert und so steht es denn groß und breit gedruckt im Corpus juris, der alten Juristenbibel, und jeder junge Jurist freut sich darüber: daß die Frauen „viel zu leichtsinnig“ seien und sich „viel zu wenig die Folgen ihrer Handlungen überlegten“, als daß man sie zu Bürgschaften zulassen dürfe, weil sie sonst, wenn sie einmal zahlen müßten, ein „großes Geschrei“ erheben und sich wundern würden, wie sie dazu kämen, etwas zu bezahlen, was sie offenbar gar nichts anginge.

Hieraus haben nun die bösen Juristen weitere Folgerungen gezogen. Da ist so ein uralter Jurist gewesen, ein sehr gelehrter Haus, Aliphan hieß er, der schloß weiter: Da die Frauenzimmer nur deshalb keine Bürgschaft übernehmen sollen, weil sie sich in ihrem Leichtsinne nicht vergegenwärtigen, daß sie eintretenden Falls aus eigenen Mitteln zahlen müssen, so fällt dieses Verbot weg, wenn die Frau, ohne erst eine Bürgschaft zu übernehmen, sofort die Schulden eines Andern bezahlt. Denn in dem Augenblicke, wo sie zahlt, fühlt sie sehr wohl, wie das Bezahlen fremder Schulden thut, in dem Augenblicke aber, wo sie die Bürgschaftserklärung unterschreibt, nährt sie sich immer noch mit der stillen Hoffnung, sie würde ja doch aus der Bürgschaft nicht in Anspruch genommen werden. So ist man zu dem eigenthümlichen Resultate gekommen, daß ein Frauenzimmer zwar die Schulden eines Andern bezahlen, daß sie aber nicht für ihn Bürgschaft leisten darf.

Darauf ging man noch einen Schritt weiter: Da die Hoffnung der Frau, es würde ja bei dem bloßen Unterschreiben bleiben und sie würde nicht zu zahlen brauchen, die gefährliche Klippe für die weibliche Gutherzigkeit ist, so muß das Verbot, Bürgschaften zu übernehmen, auch da wegfallen, wo die Frau von vornherein die Absicht hat, dem Schuldner die übernommene Summe zum Geschenk zu machen. Denn wenn sie schenken will, so kann sie nicht zugleich die Hoffnung haben, nichts bezahlen zu brauchen. Schenken und nichts hergeben, geht leider nicht — folglich kann die Frau in der Absicht, zu schenken, auch Bürgschaften übernehmen. — In allen anderen Fällen war und blieb die Frauenbürgschaft null und nichtig, es wäre denn, daß die Frau als Betrügerin gehandelt oder einen Minderjährigen übers Ohr gehauen hätte, was zwei auch nicht gerade sehr schmeichelhafte Voraussetzungen sein sollen.

Du wirst nun sagen: „ach, das sind ja alte Geschichten, die vor so und so viel hundert Jahren gesungen haben, heut zu Tage ist das ganz anders.“ Nein, verehrteste Leserin, es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort. Die Unfähigkeit der Frau, eine Bürgschaft zu übernehmen, hat in Preußen, mit Ausnahme der Rheinprovinz, netto gedauert bis zum 1. December 1869. In Oesterreich und Frankreich ist sie schon länger aufgehoben, sie besteht aber noch heute in einigen Theilen Deutschlands fort, nämlich da, wo das sogenannte gemeine, d. h. modernrömische Recht gilt. Als am 1. December 1869 die preussische Abgeordnetenkammer die Beschränkungen der Weiberbürgschaft beseitigte und hiermit den gesetzlich privilegierten Vorwurf der Leichtsinngigkeit von den Frauen nahm, da gab der Justizminister Leonhard den Frauen das schönste Führungsattest mit den Worten: „Es ist in dem Gutachten fast aller Gerichte hervorgehoben, daß ein leichtsinniges Verfahren bei Uebernahme von Bürgschaften vielmehr bei den Männern, als bei den Frauen beobachtet wird.“ Eine glänzendere Rechtfertigung kommt Ihr Frauen

den Männern nicht abringen! Wir Juristen klopfen seitdem reumüthig an unsere Brust, wenn wir ein Frauenzimmer auf's Gerichte kommen sehen und ich speciell stoße, wie ich auch schon früher zu thun pflegte, dabei jedesmal einen tiefen Seufzer aus.

Das Recht kennt aber noch eine andere Bestimmung, die aus dem römischen Recht herkommt und die als Galanterie gegen das weibliche Geschlecht verzeichnet werden muß. Du darfst mir nicht sagen: „was geht mich denn das römische Recht an!“ — Das römische Recht geht Dich sehr viel an, denn Du lebst, ohne daß Du es vielleicht gewußt hast, heut noch nach römischem Recht. Die römischen Rechtsvorschriften sind in alle unsere Gesetzgebungen eingedrungen, denn die Römer waren ein so praktisches, poestoloses und kalt denkendes Volk, daß die von ihnen aufgestellten Grundsätze wie eiserne Pfeiler im Rechte dasitzen und wir Deutschen mit unserer warmen Anschauung der Lebensverhältnisse uns manchmal entsetzen ob dieser starren Gedankenconsequenz. Um so mehr mußt Du es anerkennen, wenn selbst die römischen Juristen, diese Helden des Verstandes, an denen kaum eine Achillesferse für die weibliche Lebenswürdigkeit zu entdecken war, Euch dennoch kleine Concessionen gemacht haben, „kleine Certificate der weiblichen Schwäche“, wie Heine, dieser boshafte Heinrich, mit gewohnter Malice sagt.

Wie bei den Römern, so ist noch heut jede Frau eine geborene Feindin aller Rechtswissenschaft; sie weiß zwar nichts von ihr, aber sie haßt sie dafür recht gründlich. Ich habe eine Frau gekannt, die rührte die Aeten ihres Mannes niemals eigenhändig an und wenn es gar nicht anders ging, so schob sie sie mit dem Ellenbogen bei Seite. Die Frauen haben einen angeborenen Instinct dafür, daß die Rechtswissenschaft alle Poesie im Herzen tödtet und alles Gefühl erstickt. Darum mögen sie sich mit diesen Dingen nicht gern befassen. Dieser feine, weibliche Zug ist auch den römischen Juristen nicht entgangen und siehe da — sie freuten sich darüber und gaben den Frauen das Privilegium, daß ihnen die Rechtsunkennntniß verziehen wird.

Bekanntlich ist das beim Manne nicht so. Jeder Mann muß das Recht kennen und ebenso jedes Frauenzimmer, das Handel treibt; denn diese ist nach juristischer Auffassung ein unglückliches Mittel Ding und braucht sich nur noch ein Paar Stiefeln und einen Mannsrock anzuziehen.

Dies den Frauen ertheilte Privilegium ist eine wirkliche Galanterie und es ist nur schade, daß sich auch hierin ein Wermuthstropfen mischt. Es findet sich nämlich eine eigenthümliche Zusammenstellung derer, denen die Rechtsunkennntniß verziehen wird, und die armen Frauen gerathen dabei in eine unnohle Gesellschaft. Die Rechtsunkennntniß soll nach der ausdrücklichen Gesetzvorschrift verziehen werden: „Soldaten, Bauern, Dummköpfen und — Weibern!“

Ueber das römische Recht wirst Du nicht sehr erbaut sein; aber vielleicht ist es im deutschen Recht anders. Unter „deutschem Recht“ darfst Du Dir nicht das heut in Deutschland geltende Recht denken, denn dieses ist weder deutsch noch römisch, sondern ein wunderliches Mixtumcompositum aus beiden; auch läßt sich im heutigen Recht mit Ausnahme der Bestimmung, daß Frauen wegen ihrer Wechselschulden nicht eingesperrt werden dürfen, absolut keine Galanterie gegen das weibliche Geschlecht entdecken.

Unter deutschem Recht verstehen wir vielmehr das bei unseren Altvordern in Uebung gewesene Recht, oder wie man es zutreffender bezeichnen könnte, die alte deutsche Sitte. Sie ist ein Naturkind mit guten Anlagen, vielem Gefühl und wenig Verstand; es hätte aus ihm was werden können, wenn es an den rechten Mann gekommen wäre. Statt dessen haben es die römischen Juristen zur Modedame erziehen wollen und natürlich ist es dann sitzen geblieben und gegenwärtig eine alte Jungfer geworden. — Dieses Naturkind war viel zu unschuldig, viel zu naiv, viel zu naturwichtig, als daß es gegen Euch besonders galant hätte sein können. Ihm imponirte, wie allen Kindern, die physische Kraft, die Wehrhaftigkeit des Mannes und von dieser machte es alle Vortheile, die es zu vergeben hatte, abhängig. „Uffe Kropelkint (Kruppeltind) unde uffe twerge (Zwerge) erstirbit (vererbt sich) weder len (Lehn) noch erbe“ — ist sein oberster Grundsatz. Krüppel und Zwerge konnten niemals zu einer Erbschaft kommen, niemals ein Eigen besitzen; sie waren ihrer Familie anvertraut und sollten von dieser verpflegt werden bis an ihr seliges Ende. „Swer (wer) hat Kropelkint als neste mage (nächsten Verwandten) der sal (soll) es halten in seine plhage.“ Nicht weit von den „Kropelkindern“ steht das deutsche Recht — sei nicht böse — Euch, die „Wiber unde Magede“, die Weiber und die Mägdelein, weil auch diese sich mit den Waffen in der Hand nicht vertheidigen können.

Hieraus magst Du Dir ungefähr ein Bild machen, welche Stellung das Weib im alten deutschen Recht einnahm; ich werde Dir später vielleicht hierüber mehr mittheilen, heut wollen wir ja nur nachspüren, ob sich nicht irgend eine Courtoisie für die Damen auffinden läßt.

Ja, eine gibts; aber sie ist auch darnach! — Es ist ausdrücklich vorgeschrieben, daß, wenn eine Frau das Gericht in Anspruch nehmen will, ihr ein „Vorsprecher“ bestellt werden soll, der ihre Sache vor dem Richter zu vertreten hat. Jeder Mann war verpflichtet, dieses Ehrenamt des Vorsprechers zu übernehmen, falls nicht die Frau bereits in ihrer Verwandtschaft an einen bestimmten Vorsprecher gewiesen war. Dieses Privilegium wäre nun ganz schön, ja es wäre eine sinnige Aufmerksamkeit, wenn nur der fatale Sachsenspiegel, ein Rechtsbuch aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, nicht gar so deutlich den Grund dieser Galanterie durchblicken ließe. Er sagt hierüber: „ez kan nich ein wib clagen une vorspreche: daz vorklos in allen Calcfurnia (darum brachte sie alle Calcfurnia), di vor demerliche (Nichter) missebarte (sich mißgebährdete, schlecht benahm) von zorne, do ir wille nich muste volgen.“ Auf gut Deutsch heißt das: Die Weibsen wissen sich vor Gericht nicht zu benehmen, wenn ihnen ihr Wille einmal nicht durchgeht. Diese Calcfurnia muß ein Engel gewesen sein!

Jetzt möchte ich Dich sehen, verehrte Leserin, wie Du enttäuscht in der Sophaecke sitzt, den „Bazar“ unwillig bei Seite gelegt hast und mit einer unvergleichlich lebenswürdigen Bosheit jagst: „Daß mag ein rechter alter, häßlicher Griefgram sein, der diesen Aufsatz geschrieben hat.“ Fehlgeschossen, Verehrteste, aber gründlich fehlgeschossen. Hüßlich bin ich freilich nicht, aber — alt? — hm, immer noch heirathsfähig. Ich sage Dir, man könnte noch eine gute Partie machen. Sei nicht böse, ich bereue auch Alles, was ich geschrieben habe und schreibe es ganz gewiß nicht mehr. Nächstens aber komme ich wieder und erzähle Dir andere schöne Dinge von dem vielverhaßten Recht.

Dr. J.

Die Mode.

Die Sommermoden wie die Blumen bedürfen zu ihrer Entfaltung der Wärme, des Sonnenscheins. Sie keimen wohl und knospen, wenn ihre Zeit gekommen ist, allein zum rechten Erblühen kommen sie nicht, wenn der belebende Sonnenstrahl fehlt.

Die Mode des Transparenten, das heißt, das Tragen leichter durchsichtiger Ueberwürfe über farbige Unterkleider ist und bleibt auch diesen Sommer das Hervorragendste in eleganter Toilette und zwar für Damen jeden Alters.

Unter den wackbaren Stoffen für Sommerroben sind hauptsächlich die vielen Feinen- und Baumwollentoffe in Grau, Gelb und Beige hervorzuziehen, die mit fertig genähter Garnitur in Cartons verkauft werden.

Auf viele dieser Roben werden Ceintures getragen, sowohl von gleichen Stoffen wie aus Band. Sie bestehen gewöhnlich aus großer Doppelschleife oder Kofette, oder auch aus beiden zusammen, und haben 2 bis 4 kurze ausgefräste Enden.

Die künstlichen Blumen sind schon längst nicht mehr, was sie früher gewesen: Phantastengebilde unwissender Fleuristinnen, die aus Sammet, Seide, Gaze und Draht das Schöne, was ihnen gerade gefiel und ihren Begriffen von Rosen, Veilchen, Nelken entsprach, sie sind heute zu Tage außerordentlich gute Copien der Natur in all ihren Vollkommenheiten und selbst ihren Mängeln geworden.

Der Jet, der als Schmuck für Trauerhüte im Winter und Frühling viel getragen wurde, gilt gegenwärtig für weniger modern, doch ist er stets effectvoll und für Winden sehr wohl kleidend.

Rehrere an die Redaktion des Bazar gerichteten Anfragen über Reittkleider und sonstige Ausrüstung einer Amazone machen es mir heute zur Pflicht, dieses Thema ausführlich zu behandeln, und einige am Schlusse meines letzten Modeberichts versprochene Notizen auf das nächste Mal zu verschieben.

Veränderung zu bemerken, sie sind sehr eng nach oben, so daß sie bis über die Hüften ganz glatt sitzen und nur hinten einige tiefe Falten haben, auch werden sie kürzer geschnitten wie früher, hauptsächlich nach hinten, so daß sie beim Aufsitzen möglichst quer über die Hüfte hängen und nicht die für Kopf und Reiterin so unbequeme Spitze bilden.

Will man der Wärme wegen eine Kravatte tragen, so ist eine weiße von chinesischer Seide die billigste.

Der Hut für ein städtisches Reittcostüm ist stets schwarz, klein, Cylinderform, jedoch ist der Kopf etwas niedriger, der Rand etwas breiter wie in früheren Jahren.

Stiefel aus feinem weichem Patentleder fast bis ans Knie reichend und den Rand der Tuchpantalons einschließend, werden den kürzeren Stiefeln und langen Pantalonsoberzügen.

Zur Vollendung eines Reittcostüms gehören Gerte und Handschuhe, und auch hierin spricht die Mode mit.

Die Reittkleider werden nun in Lederfarbe heller oder dunkler und mit zwei Knöpfen getragen. Den feinen wackledernen sind die sogenannten dogskin als moderner vorzuziehen.

Veronika von G.

Auflösung der Schach-Aufgabe Seite 202.

Weiß. 1) Dg4 - d4 + 2) Lf5 - e6 ♯

Schwarz. L e5 - d4

Correspondenz.

Marie in Königsberg a. M. Verwenden Sie den weißen Kaschmir zu einem Talma, Modelle nebst Schnitt und Beschreibung finden Sie auf Seite 3 dieses Jahrgangs, Nr. 18 und 19, ferner auf Seite 12, Nr. 121 und endlich auf Seite 48, Nr. 54.

S. in W. Da Sie nur Mull zu dem Kleide verwenden wollen und jeden Anspuch von gesticktem Einfaß, Spitzen und dergleichen entschieden ansichließen, so rathen wir Ihnen zu folgendem Arrangement. Unterer Rock mit Schleppe, mit einem 36 Centimeter hohen Volant garnirt, der breit gesäumt ist und über dem Saum 5 schmale Fältchen als Verzierung hat.

F. M. München. Die von Ihnen gewünschten Reformen können nicht gewaltig herbeigeführt werden, sondern müssen von Einzelnen angebahnt, von Vielen verstanden und ergriffen und endlich von der Menge adoptirt werden.

G. und G. in Wien. Sie finden das Verlangte auf Seite 125 des Bazar 1870. Ähnliches erscheint nächstens.

A. G. in Tr. Uns ist die Leistung der von Ihnen angeführten Knopfloch-Nähmaschinen nicht bekannt, wie wir aber von zuverlässiger Seite erfahren,

wird eine Maschine, wie Sie dieselbe wünschen, bisher noch von keiner Fabrik geliefert. — Sagen, „echtes Macassaröl“ ist in der That nicht Anders, als gefärbtes Provençal und das hier nicht die Eigenschaft besitzt, Haare vor dem vorzeitigen Ergrauen zu schützen, dürfte Ihnen bekannt sein.

B. v. B. Da Sie so viel Nachtheiliges über die erwähnte Tinctur geschrieben, so können wir Ihnen nicht rathen, selbst eine Probe damit zu machen. Weiße Kleider können von Damen jeden Alters getragen werden, doch müssen sie in Schnitt und Garnitur den Jahren der betreffenden Dame angepaßt sein.

Elisabeth Agathe. Wir verweisen Sie auf die in der Correspondenz des Bazar kürzlich erschienenen ausführlichen Angaben über Trauertoiletten. Schwarz und weiß carrirt oder gestreift können nicht als Trauerstoffe, eher noch schwarz und weiß melirt oder ganz klein gemauert, schreibt der Form der darüber zu tragenden Confections gewisshin vor, die man nicht unbeachtet lassen darf, wenn man nicht unmodern sein möchte.

J. in O—u. Ein Scham, F. zu oder Fäden von schwarzen Spitzen schenken uns zur Vervollständigung Ihrer Toilette unerlässlich, und empfehlen wir Ihnen, je nachdem Sie das eine oder das andere tragen wollen, Nr. 83—86 auf Seite 226, Nr. 81—84, Seite 242, Nr. 100 und 101, Seite 290 des vorigen Jahrgangs, sowie Nr. 87, Nr. 79, Seite 8 des Bazar von 1871.

C. W. Die Buchstaben sind vorgemerkt und werden baldmöglichst erscheinen. Erna Clara und Lilla aus W. Auf Seite 92, Abbildung Nr. 6 dieses Jahrgangs, finden Sie ein sehr hübsches Lambrequin, das sich, je nach den passenden Farben gewählt, vorzüglich für Ihren Zweck eignen dürfte.

J. B. St. Auf Seite 30, Abbildung Nr. 56 des Bazar von 1871 finden Sie die genaue Anleitung zum Zuschneiden eines Rockes, die Länge und Breite richtet sich nach der Figur. Bei nur 50 Centimeter Brustbreite wird hinten (je nach der Länge der Schleppe, die je länger, um desto größere Breite des Rockes erfordert) 3 bis 4 gerade Bahnen einzulegen.

L. v. W. in L. Württemberg und N. B. in S. Nachfolgend einige Beschläge und Notizen, unter welchen Sie wählen wollen, je nachdem Sie geneigt sind, mehr oder weniger Zeit und Mühe auf die Unterfertigung der gewünschten Decke zu verwenden. In Hätelarbeit (jedemfalls das Dunkelste) finden Sie ein passendes Dessin auf Seite 106, Abbildung Nr. 12, eine sehr schöne Bordüre in point-lace, die an glatten oder gestickten Mull oder Tüll angelegt werden könnte, auf Seite 174, Nr. 4, eine ditto Gde auf dem zu Seite 363—370 gehörigen Extrablatt des Bazar 1870 mit Nr. 1. Auf Seite 128, Nr. 62 und 63 des Bazar 1871 finden Sie zwei Entwürfe, die verlängert ebenfalls ihrem Zwecke entsprechen dürften.

A. M. Innsbruck und J. W. in Wien. Wir bedauern, zu bereits erschienenen Modelldarstellungen nachträglich keine Schnittmuster liefern zu können. U. v. M. Lübeck. Die Kämme erhalten Sie bei Coiffeur Rosenfeld, Spandauerstraße 29, Berlin.

Langjährige Abonnentin in Berlin. Eine Taschentuchdecke in point-lace finden Sie auf dem zu Seite 363—370 des vorigen Jahrganges gehörigen Extrablatt, doch werden in der Kürze mehrere Dessins in point-lace erscheinen, die Ihren Wünschen entsprechen dürften.

S. L. Hirschberg. Schließen. Wir werden Ihres Wunsches eingedenk bleiben, können Ihnen jedoch die Erfüllung desselben nicht mit Gewißheit versprechen. B. in Karlsruhe. Das Eingekamte ist für uns nicht brauchbar; Dessins, wie Sie sie wünschen, werden im Laufe des Sommers erscheinen, darunter auch welche für Kragen.

Vergiftungsmittel in Pech. Im Bazar von 1866, Seite 317, finden Sie die genaue Anleitung zur Verfertigung von Frivolitäten mit den dazu gehörenden, die Beschreibung ergänzenden Abbildungen, unter Nr. 26—48. Fräulein Margarethe v. O. in Sch. Der poetische Styl, den Sie in den gesammelten Briefen großer Männer und Frauen des vorigen Jahrhunderts bewundern und in den schriftlichen Mittheilungen der Jetztzeit so sehr vermischen, hat allerdings etwas sehr Wohlthunendes, Einschmeichliches und verführt, nimmt dem Tadel das Verleedende, dem Urtheil die Strenge, dem Vorwurf die Bitterkeit, allein er ist nun einmal nicht mehr Mode. Unsere Briefe sind höflich, möglichst kurz, klar und schmaldeutig, und was früher schöne elegante Schreibweise war, erscheint uns jetzt unnatürlich, geziert, altmodisch und jedenfalls überflüssig. Das „time is money“ war eben noch nicht erfunden.

Emma in St. Das Parfümieren von Kleidern und Wäsche geschieht entweder durch Aufgießen von Essenzen oder durch Einlegen von Nesselblättern (sachets). Das letztere ist das nachhaltigste, ersteres nur von vorübergehender Wirkung. Die Wahl des Parfüms ist zwar Geschmackssache, der vielmehr Geruchssache, allein die Mode macht auch hier ihren Einfluß geltend, und sind wir gern bereit Ihnen, da Sie uns bei der Wahl von Parfüm für sich und die Ihrigen consultiren, möglichst genaue Auskunft zu geben über das, was gegenwärtig von der Mode patronisirt und verworren wird. Die englischen Parfüms von Atkinson und Munnell sind stärker wie die deutschen und französischen Fabrikate, und werden daher von Vielen vorgezogen; besonders empfehlenswerth sind: myrtle flower, white rose, price-medal bouquet, Ylangylang Balmoral bouquet. Das Veilchenparfüm (violette de Parme) ist ganz vorzüglich, als Essenzen, sowohl wie als sachet, und gewis für Damen eines der angenehmsten, eben Héliotrope, Oeillet, fleurs d'orange, so wie alle einfachen unweihnichtigen Blumen-gerüche. Vervollständigt fäerlich, Reseda bitterlich, doch werden die beiden, vom ächten kölnischen Wasser häufig in Parfümzimmern angewendet. Cuir de Russie (Nachten), Jockey club, essence au cédrar, Eau de lavande ambrée, sind beliebte Parfüms für Herren. Orientalisches Rosenöl in langen schmalen Glasfläschen nur einige Tropfen enthaltend, parfümirt in einen Wäsche- oder Kleiderkasten, den ganzen Inhalt desselben. Alle mit Patchouli oder Moichus gemischten Parfüms gelten für unfein. Als Schutzmittel gegen Motten oder dampfen Geruch bei lange verschlossen gehaltenen Koffern bedient man sich Sachets mit gemischtem, etwas starkem Gerüche wie: Ess bouquet à la mousseline, maréchal etc. Wir wollen hier die Bemerkung nicht unterlassen, daß man immer nur eine Art von Parfüm gleichzeitig brauchen kann, und niemals den Fehler begehen darf, z. B. ein Veilchenparfüm in die Wäsche zu legen und Rosenessenz auf das Taschentuch zu gießen. Starke Gerüche, sogenannte orientalische Gürtel, Colliers, Armbänder, Handschuhe u. dergl., sind nicht mehr Mode. Ueberhaupt ist bei dem Gebrauch gerade dieses Toiletteartikels die größte Mäßigkeit anzurathen, besonders wenn man sich in größere Gesellschaft begibt. Die Nähe einer stark parfümirten Person, in der Kirche, im Concert, Theater, sowie auf Ballen, ist für Schwachnervige ganz untraglich.

C. A. Henriette Danke, die Verfasserin des Buches „Der Schmuck“ schrieb dasselbe vor etwa dreißig Jahren; die Verfasserin zählt längst nicht mehr zu den Lebenden.

Rebus.

